L. Schubar's

gesammelte Schriften.

Mysterien von Berlin.

IX. Band.

Berlin.
Carl Heymann.

Mysterien von Berlin.

Von

L. Schubar.

Neunter Band.

Berlin.
Carl Heymann.

[1847?]

Mysterien von Berlin.

J. Schubar.

Neunter Band.

Berlin.
Carl Heymann.

Mysterien von Berlin.

Neuntes Buch.

I.

Das Medaillon.

Ein blinkender Gegenstand, welcher der Baronin jetzt von ungefähr in die Augen fiel und sich auf dem Tische vor ihr, unter den letzten der Briefschaften befand, mit deren Durchsicht sie eben beschäftigt war, gab dem gespannten Interesse, welches das bisher Gelesene ihr eingeflößt hatte, plötzlich eine andere Richtung.

— Sie schob die Schriften ein wenig bei Seite und untersuchte den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit näher. Es war ein kleines, in Papier

eingeschlagenes Medaillon von werthvoller Fassung, dessen Inneres aus einem auf Elfenbein gemalten, weiblichen Portrait von ausgezeichneter Schönheit bestand. Das feine, bewegliche und ausdrucksvolle Gesicht des Bildnisses schien einer jungen Dame von etwa zwanzig Jahren anzugehören, deren mehr als liebreizendes Auge, insbesondere aber eine stark an's Lascive streifende Toilette, ganz geeignet war, von dem moralischen Werthe des Originals dem Beschauer keine hohe Meinung einzuflößen.

Demungeachtet konnte die Baronin sich nicht eines tiefern, innigeren Interesses erwehren, welches sie für das Gemälde empfand. Es traten ihr beim Anblicke desselben Züge entgegen, denen sie im Leben schon öfters begegnet zu sein glaubte, obgleich sie sich der Person, welcher dieselben angehörten, nicht mehr zu erinnern vermochte. —

Es ist Thatsache, daß wir in unserm eigenen, ähnlichsten Bildnisse, uns nicht wieder zu

erkennen vermögen. Dahingegen werden wir im Anschauen unseres eigenen Portraits fast immer einzelne Züge entdecken, welche etwas Bekanntes für uns haben, und die wir, sofern wir uns über das Original in Ungewißheit befinden, gewöhnlich als einer dritten, uns nicht fremden Person angehörig, zu betrachten pflegen.

Gewissermaßen dasselbe Verhältniß fand jetzt auch bei der Baronin statt. Jeder Andere würde ihr nämlich auf den ersten Blick gesagt haben, daß das Bildniß, in dessen Anschauen sie jetzt verloren war, mit ihr selbst eine große, unverkennbare Aehnlichkeit habe — eine Aehnlichkeit welche, mehr oder weniger, in Familien-Portraits vorzukommen pflegt, die wir aber, trotz der Gleichartigkeit einzelner Züge, niemals als die unsrige zu erkennen im Stande sind, sofern wir uns von dem Original keine Vorstellung zu machen vermögen. —

Die Baronin würde sich daher vielleicht noch

lange vergebens bemüht haben, über das Bildniß, welches in so hohem Grade ihr Interesse in Anspruch nahm, nähern Aufschluß zu erlangen, wenn nicht die Entdeckung einer auf der Rückseite desselben befindlichen, goldenen Kapsel ihrem weitern Nachdenken plötzlich eine Ende gemacht hätte. Indem sie die Letztere nämlich vermittelst eines Federdruckes in die Höhe schnellte, trat ihren Blicken plötzlich ein zweites Bildniß entgegen, dessen Anblick sie eben so überraschte, als gleichzeitig mit den schmerzlichsten Empfindungen berührte. Es war das Bildniß des Herzogs von Estermann . . .

Neben diesem Portrait und zwar auf der, durch das Oeffnen der Kapsel hervorgetretenen Kehrseite des erstern, waren, in blau emaillirtem Schilde, die mit Goldschrift angebrachten Worte zu lesen: Emma von Pascal. — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Es währte lange, bevor die Baronin den Sturm der widersprechendsten Empfindungen zu beschwichtigen vermochte, welchen der Anblick des Portraits ihrer pflichtvergessenen Mutter, dem des Herzogs gegenüber, in ihrem Herzen heraufbeschworen hatte. Ihr reines, fleckenloses Gemüth kämpfte lange mit den Gefühlen der Verachtung und des Abscheues, welche ihre strenge Tugend ihr einflößte gegen eine Frau, welche die heiligsten Pflichten ihres Geschlechts so schmachvoll mit Füßen getreten hatte — während wiederum das tiefste Mitleid sie ergriff, mit einem Manne, der das bedauernswerthe Opfer der Pflichtvergessenheit dieser Frau geworden. Doch die Stimme der Natur, welche, insbesondere im weiblichen Herzen, immer eher geneigt ist zu vergeben, als zu verurtheilen, behauptete endlich auch hier ihr schönes Recht. In stillem Schmerz über das traurige, von der Nemesis herbeigeführte Endge-

schick ihrer unglücklichen Mutter, legte die Baronin das Medaillon bei Seite, und nahm demnächst die Mittheilungen jenes Briefes wieder auf, dessen Fortsetzung wir hier folgen lassen. —

II.

Die Briefe.

Der Consistorialrath Meyerhof an den Kapitain von Elsholz.

(Fortsetzung.)

„„Ich traute meinen Augen nicht . . . In dem Fache, von dessen Existenz, außer mir, kein Mensch etwas wußte — dessen Schlüssel niemals aus meiner Tasche kam, und dessen Schloß noch überdies sich nur vermittelst einer geheimen Vorrichtung öffnen ließ, fand ich das Papier, dessen Verschwinden mir so viel Sorge gemacht. Es

lag in einem dünnen Aktenhefte, welches ich an jenem Tage, an welchem ich das Dokument zuerst vermißt hatte, in Händen gehabt — wodurch ich also die Angaben des Schneidermeisters, der mir jetzt, ich gestehe es gern, eben so viel Furcht, als Bewunderung einflößte, bis auf den kleinsten Umstand bestätigt fand. —""

„„Indeß behielt ich, trotz der exaltirten Stimmung, in welche dieses merkwürdige Ereigniß mich versetzte, doch Selbstbeherrschung genug, um dem schlichten, anscheinend ganz harmlosen Manne gegenüber, von dessen unerklärlicher Wissenschaft ich in diesem Augenblicke zwar überzeugt war, aber gegen welche ich, bei einiger Ueberlegung der Sache, gleichwohl noch ein geheimes, wenn auch sehr entferntes Mißtrauen empfand, mich nicht lächerlich zu machen. Wenigstens wollte ich ihm nicht den Triumph gönnen, sich, im Falle seine an den Tag gelegte Prophezeihungsgabe auf einer mir noch unbegreiflichen

Mystification beruhe, auf meine Kosten zu belustigen.""

„„Dieser Absicht gemäß, stellte ich mich, als ob das, was sich eben zugetragen, mich nicht nur nicht im Geringsten befremde, sondern gab mir vielmehr das Ansehen, als ob ich die betrügliche Beschaffenheit seines Experiments vollkommen durchschaue. Ich sagte ihm daher in etwas kühlem Tone:

— „„Mein lieber Meister S — —, ich danke Ihnen für Ihre Dienstfertigkeit . . . Ihre Kunst, oder Ihre geheime Wissenschaft, wie Sie es nennen, macht mir viel Spaß, da ich weiß, wo Sie dieselben gelernt haben . . . Schade, daß ich nicht Ihren Lehrmeister, meinen Bedienten, zu Rathe gezogen; ich würde dann nicht nöthig gehabt haben, Sie zu bemühen . . . Indeß danke ich Ihnen. Wollen Sie mir morgen um diese Zeit noch einmal das Vergnügen Ihres

Besuches gönnen, so würde es mir doppelt lieb sein . . . Adieu, Herr S — —.""

„„Der also Verabschiedete, statt durch die verletzende Art und Weise meiner Anrede sich gekränkt zu fühlen, oder mindestens sein Befremden über dieselbe zu äußern, behauptete seine bisherige unerschütterliche Kaltblütigkeit, indem er sich höflich verneigte und mir entgegnete;

— „„Da ich weiß, Herr Geheimrath, daß Sie anders denken, als sprechen, so werde ich mich nicht nach Ihren Worten, sondern nach Ihren Gedanken richten. Ich werde also Ihrem Wunsche nachkommen . . . ich werde morgen wieder die Ehre haben, Ihnen Rede zu stehen. Inzwischen, denke ich, wird Ihnen die schon erlangte Ueberzeugung, daß Sie es mit keinem Betrüger zu thun haben, noch klarer werden — im Falle Sie, wie ich glaube, sich noch versucht fühlen sollten, einiges Mißtrauen in mich zu setzen.""

„„Hiermit ging er und ließ mich hinsichtlich seiner unglaublichen, Staunen erregenden Eigenschaft in noch größerer Verwirrung zurück, als diejenige war, in welcher ich mich vor seiner Verabschiedung befunden hatte. —““

„„Vergebens brachte ich nun den ganzen Tag und bis am folgenden Morgen damit zu, für das Vorgefallene eine natürliche Erklärungsart zu finden. Es war mir rein unmöglich, auch nur das Entfernteste zu entdecken, was mir für die Annahme: trotz meiner Ueberzeugung vom Gegentheil, das Opfer einer faden Mystification zu sein, einen Anhaltspunkt hätte bieten können. Umsonst hatte ich nochmals meine Haushälterin, sowie meinen Bedienten in's Verhör genommen. Die Erstere blieb bei ihrer früheren Aussage, während der Letztere hinsichtlich des verschwunden gewesenen Dokuments seine völlige Unwissenheit betheuerte. Und die Umstände sprachen allerdings so dringend für die Wahrheit ihrer Behauptungen,

daß ich daran um so weniger zweifeln konnte, als noch andere bei der Sache concurrirende Verhältnisse von solcher Art waren, welche selbst für den Fall, daß diese beiden Personen mit dem Meister S — — im Einverständnisse lebten, nicht die Annahme zuließ, daß der Letztere aus einem solchen Einverständnisse, den vorliegenden Thatsachen nach, Vortheil gezogen habe. Denn die Existenz jenes Behältnisses, in welchem das vermißte Dokument sich vorgefunden, beruhte, wie schon gesagt, auf einem Geheimnisse, welches ich schon seit länger als zwanzig Jahren selbst vor der entferntesten Möglichkeit einer Entdeckung bewahrt hatte.""

„„Hiernach ließ sich also vernunftgemäß voraussetzen, daß, wenn es meinen Leuten, im Einverständnisse mit dem Herrn S — —, aus irgend einer mir freilich undenkbaren Ursache, um eine bloße Mystification zu thun gewesen wäre, sie die Ausführung derselben in jeder andern Art

und Weise bewerkstelligt haben würden, nur nicht gerade in derjenigen einzigen, welche, aus den erwähnten Gründen, ihnen außer dem Bereiche der Möglichkeit lag. —""

„„Wo dem forschenden Geiste des Menschen sich Nirgends ein natürlicher Erklärungspunkt bietet, da pflegt er sich fast unwillkürlich dem Glauben an das Wunderbare zuzuwenden. Um wieviel mehr dies nun auch bei mir der Fall sein mußte, ist leicht einzusehen. Durch die erlebten Thatsachen in die aufgeregteste Stimmung versetzt, und in meinen Forschungen über das Erlebte nirgends einen natürlichen Ausweg erblickend — würde da nicht der hellste Verstand sich in der Nothwendigkeit befunden haben, einem Glauben beizutreten, den er noch kurz vorher als Aberglauben, als Wahnwitz verlacht hat? . . . .""

„„Dasselbe war auch bei mir der Fall. Aber ich nahm den Glauben an die Prophezei-

hungsgabe jenes Menschen nicht so blindlings in mich auf, wie man nach dem, was ich sage, voraussetzen könnte. Ich ging vielmehr mit Vorsicht zu Werke. Ich wollte meiner bisherigen Ueberzeugung, so klar dieselbe auch war, immer noch nicht trauen. Ich wollte zuvor noch eine andere Bürgschaft, noch unumstößlichere Beweise, noch unwiderlegbarere Gewißheit haben — und ich erhielt sie, und zwar auf folgende Weise:

„„Als Meister S — — am folgenden Morgen sich wieder in meiner Schreibstube eingefunden hatte, theilte ich ihm meine, rücksichtlich seiner Wissenschaft gefaßten Meinungen und Absichten unverholen mit. Zugleich erklärte ich ihm aber auch, daß es lediglich bei ihm stehe, ob ich ihn ferner für einen Charlatan, oder für einen ehrlichen Mann von den bewunderungswerthesten Geistesgesgaben halten solle. Jenes würde geschehen, wenn er sich weigere, mir von den Letztern einen Beweis zu geben, vor welchem jeder

Zweifel, den ich in dieselben noch setze, verschwinden müsse; das Andere dagegen würde der Fall sein, wenn er selbst die Hand dazu bieten wolle, mich in einer Weise zu überzeugen, die ich als genügend anerkennen werde. —""

„„Meister S — — war lange zweifelhaft, was er thun solle. Endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, und richtete, mit der ihm eigenthümlichen, immer gleichen Ruhe, folgende Worte an mich:

— „„Die Beweise, Herr Geheimrath, die ich Ihnen schon gestern von meiner Wissenschaft gegeben, würden jeden Andern vollkommen davon überzeugt haben, daß ich weder ein Charlatan bin, noch zu denjenigen Leuten gehöre, welche ein derartiges, geheimes Wissen nur als Mittel betrachten, ihren Beutel zu füllen. Ich denke, daß Sie mir hierin Recht geben werden, wenn Sie die Sache etwas näher und etwas vorurtheilsfreier erwägen wollen.""

— „„Hierüber,““ unterbrach ich Meister S — —, „„habe ich Ihnen meine Meinung bereits gesagt. Ich habe Alles überlegt und untersucht, und verlange jetzt weiter nichts von Ihnen, als daß Sie eins von den beiden Alternativen wählen, welche ich Ihnen gestellt habe.““

— „„Aber Sie werden ohne Zweifel einsehen, daß es mir ziemlich gleichgültig sein kann, in welcher Meinung ich bei dem Einzelnen stehe, wenn ich das Urtheil der Menge schon für mich habe . . . Zumal ist es bei mir auf keinen Gewinn abgesehen . . .““

— „„Denken Sie hierüber, wie Sie wollen; aber antworten Sie mir, damit ich weiß, woran ich mit Ihnen bin.““

— „„Wenn ich Ihren Wünschen nachkomme,““ sagte Meister S — —, „„so geschieht es nicht, um mich vor Ihnen zu rechtfertigen oder Ihre gute Meinung zu gewinnen, sondern vielmehr aus Gründen, welche mit meiner

geheimen Wissenschaft in Verbindung stehen und die ich Ihnen nicht näher erklären kann.""

— „„Aus welchen Gründen Sie mein Verlangen erfüllen, soll mir ziemlich gleich sein . . . Also sagen Sie mir ohne Umstände, wozu Sie sich verstehen wollen? . . .""

— „„Ich will Sie überzeugen, und zwar so vollständig, wie Sie es nur immer wünschen können.""

„„Es soll mir lieb sein. Also sprechen Sie . . .""

— „„Die Art, in welcher es geschehen soll, oder vielmehr den Gegenstand, von welchem es sich handeln soll, müssen Sie selbst angeben,"" versetzte Meister S — —.

— „„Gut. Ich möchte, daß Sie mir Etwas aus der Vergangenheit sagten.""

— „„Wie Sie wollen. Doch muß ich Sie bitten, den Gegenstand, von welchem ich sprechen

soll, so wie den ungefähren Zeitraum, dem derselbe angehört, etwas näher anzudeuten.""

— „„Auch das. Können Sie mir also sagen . . .""

„„Ich unterbrach mich wieder, weil der Gegenstand, durch welchen ich die Prophezeiungsgabe des Schneidermeisters auf die Probe zu stellen gedachte, mir nicht schwierig genug erschien. Ich besann mich daher auf etwas Anderes, und zwar auf ein Ereigniß, welches vor vielen Jahren, während meiner Studienzeit zu Königsberg, einen so mächtigen Eindruck auf mich gemacht hatte, daß ich dasselbe mir noch jetzt sehr gut vergegenwärtigen konnte. Ich wandte mich also mit den Worten an Meister S — —:

— „„Wenn Sie mir diejenige Begebenheit zu bezeichnen im Stande sind, welche in meinem Leben, und zwar vor etwa dreißig Jahren, mir die ergreifendste und zugleich schaudervollste Scene vor Augen geführt hat, so würde ich in die

Glaubwürdigkeit alles dessen, was Sie mir noch ferner etwa sagen werden, auch nicht den geringsten Zweifel setzen. —""

„„Ohne über diese, wie man gestehen muß etwas schwierige Aufgabe, die mindeste Verlegengenheit zu äußern, sagte Herr S — —:

— „„Ich hoffe, Sie befriedigen zu können, Herr Geheimrath. Doch werden Sie mir zuvor erlauben, Sie auf Etwas aufmerksam zu machen. Es ist nämlich mein Grundsatz, in Fällen, wo ich über die Vergangenheit Auskunft geben soll, erst immer eine die Zukunft betreffende Weissagung vorangehen zu lassen. Von diesem Grundsatze kann ich nicht abgehen. Wollen Sie also die Güte haben, mir eine Frage zu stellen, deren Beantwortung noch in der Zukunft verborgen liegt; so werde ich Ihren Wünschen nachkommen und Ihnen auch über die Vergangenheit vollkommen Rede stehen.""

„„Ich glaubte in diesen Umständen des

Meister S — — nur ein leeres Vorgeben zu finden, welches den Zweck haben sollte, ihm Zeit zu verschaffen, damit er inzwischen unbemerkt darüber mit sich zu Rathe gehen könne, wie er meiner ersten Aufgabe auf gute Manier auszuweichen im Stande sei.""

„„Ich besann mich daher nicht lange und sagte ihm, er möge mir meinen Sterbetag nennen und das Haus bezeichnen, in welchem ich dereinst verscheiden werde.""

„„Meister S — — schüttelte zu dieser Aufgabe bedenklich den Kopf und sprach, nach kurzem Schweigen, wie in verweisendem Tone:

— „„„Ei, ei, Herr Geheimrath, dergleichen Dinge soll der Mensch niemals zu erfahren suchen . . . Es ist nicht gut . . ."""

— „„„Ob's gut ist, oder nicht,"" entgegnete ich lachend, „„das überlassen Sie nur meinem eigenen Urtheile. Oder ist Ihnen diese Aufgabe zu schwierig? Ich glaube es beinahe.""

— „„Nichts weniger, als das,““ versetzte der Schneidermeister. „„Aber ich weiß, daß es nicht gut ist. Darum gebe ich auf dergleichen Fragen nur ungern Bescheid . . . Wenigstens thue ich es nicht, ohne zuvor gewarnt zu haben.““

— „„Da Sie nun, was Ihre Warnung betrifft, Ihre Schuldigkeit bereits gethan haben, so werden Sie mir also antworten, wenn ich trotz Ihrer Warnung darauf bestehe?““

— „„Ich werde Ihnen antworten, obgleich Sie es mir später vielleicht schwerlich Dank wissen werden.““

— „„Also lassen Sie hören . . .“

— „„Wenn Sie es durchaus wollen, so sei es. Doch versprechen Sie mir zuvor, es mir nicht anrechnen zu wollen, wenn Sie die Folgen Ihrer Handlung dereinst bereuen sollten.““

— „„Ich habe Gottlob noch niemals Ursache gehabt, eine Handlung, die ich mit Vorbedacht gethan, zu bereuen. Ich hoffe daher, daß

es auch diesmal nicht der Fall sein wird, und leiste Ihnen daher gern das geforderte Versprechen.""

— „„So erlauben Sie mir noch eine Frage . . .""

— „„Recht gern.""

— „„Wann sind Sie geboren?""

— „„Am elften Februar 1782, und zwar an einem Sonntage.""

— „„Das Letztere weiß ich schon . . . Nun bitte ich, mir auf einen Augenblick Ihre rechte Hand zu reichen.""

„„Ich that, wie mein Mann verlangte. Demnächst harrte ich mehr neugierig, als erwartungsvoll, der kommenden Dinge, während er mit außerordentlich ernster Miene die Linien meiner Handfläche studirte und ich im Grunde noch weit entfernt davon war, in das Resultat seiner Forschung ein unbedingtes Vertrauen zu setzen.""

„„Es währte lange, bevor Meister S — — zu einem Resultate gelangte. Endlich ließ er meine Hand fahren, sah mir darauf einige Sekunden lang starr in's Gesicht und sprach dann in fast bittendem Tone:

— „„Herr Geheimrath, ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen . . .“‟

— „„Lassen Sie hören.“‟

— „„Ich habe die Antwort auf Ihre Frage bereit. Allein ich wünsche nicht, Ihnen dieselbe sogleich mitzutheilen und möchte Ihnen daher ein Verfahren vorschlagen, welches ich in ähnlichen Fällen schon oft in Anwendung gebracht.“‟

— „„Und welches?“‟

— „„Ich schreibe meine Weissagung auf einen Zettel, welchen ich Ihnen alsdann versiegelt übergebe, wogegen Sie mir das Versprechen ertheilen, denselben vor Ablauf von Jahresfrist nicht eröffnen zu wollen.“‟

„„Ich glaubte in diesem Vorschlage des

Meister S — — ein neues Manöver zu sehen, um die Lösung meiner ersten Aufgabe unvermerkt immer mehr zu verzögern, in der Absicht, mich nach und nach vielleicht ganz davon abzubringen. Um die Sache also so kurz als möglich zu machen, willigte ich ohne Weiteres in seinen Vorschlag ein, um so mehr, als ich weit entfernt davon war, den wahren, mir leider zu früh bekannt gewordenen Zweck, welchen er bei diesem Verfahren im Auge hatte, zu errathen. Ich sagte ihm also:

— „„Ich genehmige Ihren Vorschlag und ertheile Ihnen das verlangte Versprechen.““

„„Demnächst schrieb er einige Worte auf ein Papierblatt, versiegelte dasselbe mit seinem Ringe und übergab es mir mit der Mahnung, mein Versprechen pünktlich zu halten.““

— „„Nun werden Sie hoffentlich auch meine erste Aufgaben lösen können,““ sagte ich, nachdem ich das Papier in Empfang genommen hatte.““

— „„Ganz gewiß,““ versetzte mit zuversichtlichem Tone Meister S — —. Haben Sie nur die Güte, mir Ihre Aufgabe noch einmal zu wiederholen.““

„„Ich erfüllte sein Verlangen. Demnächst erbat er sich wieder meine Hand und verfuhr damit wie zuvor, jedoch mit dem Unterschiede, daß das Resultat seiner Forschung bedeutend länger ausblieb.““

„„Da es sich jetzt nicht um einen Ausspruch handelte, dessen Erfüllung erst von der Zukunft zu erwarten stand, sondern um Dinge, die ich bereits erlebt und welche meinem Manne, wie ich versichert sein durfte, völlig fremd sein mußten, so sah ich seinem Ausspruche mit einer Spannung entgegen, welche mich zittern machte und alle meine Gedanken auf die mir bevorstehende Lösung meiner Aufgabe richtete.““

„„Aber, gleichsam als ob Meister S — — meine Erwartung, je höher dieselbe stieg, nur

um so mehr auf die Folter spannen wolle, zögerte er diesmal so lange, daß ich an dem Erfolge seiner Forschungen bereits zu verzweifeln begann, als er plötzlich meine Hand fahren ließ und einen langen, festen Blick auf mich heftend, folgende Worte an mich richtete:

— „„Die ergreifendste und zugleich schaudervollste Begebenheit, bei welcher Sie, aus Veranlassung Ihrer amtlichen Stellung Zeuge gewesen, hatte sich vor länger als funfundzwanzig Jahren in einer der Hauptstädte Preußens zugetragen. Es bestand dieselbe in einem schaudervollen Morde, welcher von einem Vater an seinem aus der Fremde heimkehrenden Sohne verübt worden, und welcher That der Selbstmord des Erstern gefolgt war . . .""

„„Hiermit schwieg Meister S — — einige Sekunden lang. Dann wandte er sich mit den Worten an mich:

— „„Ich denke, Herr Geheimrath, daß Sie

mich nun für keinen Charlatan halten werden? . . . Wenigstens glaube ich das Meinige gethan zu haben, um Sie vom Gegentheil zu überzeugen . . .""

„„Ich war außer Stande, hierauf Etwas zu erwiedern. Das Staunen, die Ueberraschung, in welche die Erklärung des Sehers mich versetzt hatte, machten es mir unmöglich, auch nur ein Wort hervorzubringen — so genau, so treffend hatte derselbe den schauderhaften Vorfall bezeichnet, den ich zum Gegenstande meiner Aufgabe gewählt hatte. —""

„„Ich weiß nicht, was ich, nachdem ich mich von meiner Ueberraschung etwas erholt hatte, dem bewunderungswerthen Menschen gesagt . . . Ich bot ihm eine ansehnliche Belohnung an; aber er schlug sie aus, indem er erklärte, daß er von Niemandem etwas Bedeutendes annehme, von mir aber auch nicht das Mindeste annehmen dürfe. Gleichwohl sei er gezwungen, mir zu

willfahren, so oft es mir beliebe, seine Dienste in Anspruch zu nehmen.""

„„Als ich ihn um den Grund dieses seltsamen Zwanges, in welchem er mir gegenüber sich zu befinden vorgab, befragte, sagte er mir nach langem Ausweichen, daß derselbe in dem Umstande liege, daß ich, wie er selbst, an einem Sonntage geboren sei. Weiter wollte er sich über noch mehre Fragen, welche ich rücksichtlich seiner Wissenschaft an ihn richtete, nicht aussprechen. —""

„„— —""

„„Von dem Augenblicke an, wo Meister S — — mein Zimmer verlassen hatte, war ich ein ganz anderer Mensch geworden. Ich wußte nicht was, oder wo es mir fehlte. Nur Ein Gefühl hatte ich . . . Es war, als ob ein trüber, unheimlicher Geist in mich gefahren wäre — ein Geist voll Melancholie und Unruhe, voll Sinnen

und Denken über Dinge und Wesen, die ich nicht begriff, für die ich keine Namen finden konnte. Die Welt und das Leben waren mir gleichgültig geworden. Was sage ich gleichgültig! Es war vielmehr, als ob Welt und Leben ihre Existenz für mich verloren hätten. Ich sah Alles mit andern Augen, ich empfand nicht mehr, wie sonst, ich begriff mich selbst nicht mehr . . .""

„„Diese Veränderung hatte aber nicht nur mein geistiges Dasein ergriffen, auch in den Bedürfnissen des Körpers war eine gleiche Umwälzung eingetreten. Ich verlor den Appetit, die leckersten Speisen eckelten mich an und der Schlaf floh meine Augen. Die Nächte, geschaffen zur Erquickung des Menschen, waren nur da, um die Qualen meines unbegreiflichen Zustandes zu verdoppeln.""

„Und trotz dem dachte ich nicht daran, einen Arzt zu Rathe zu ziehen — so tief gesunken war

meine Lebenslust, so gleichgültig war mir Alles, was auf eine Besserung meines Zustandes Bezug haben konnte. —""

„„Nachdem ich mehre Tage in dieser Weise zugebracht hatte, glaubte ich über die Grund-Idee, um welche meine große, unbegreifliche Unruhe sich bewegte, etwas klarer zu werden. Der Zufall fügte es nämlich eines Tages, daß ich jenes versiegelten Zettels ansichtig wurde, auf welchen Meister S — — seine Prophezeiung hinsichtlich meines Sterbetages verzeichnet hatte. Von diesem Augenblicke an, war dieser verhängnißvolle Zettel, insbesondere aber das Verlangen, seinen Inhalt kennen zu lernen, der Gegenstand aller meiner Gedanken geworden. Und so wie die eine oder andere Idee den Kopf eines Wahnsinnigen erfüllt und ihn überall wie ein Phantom verfolgt, so hatte sich bald auch mein, schnell zur wüthendsten Begierde gestiegenes Verlangen, den geheimnißvollen Ausspruch des Sehers zu ver-

nehmen, gleichsam in ein Gespenst, in einen Dämon verwandelt, der in meinem Hirne saß und mich quälte und peinigte, meinem gegebenen Versprechen, das Siegel des Zettels nicht vor Ablauf von Jahresfrist lösen zu wollen, untreu zu werden . . .""

„„Wenn nun zwar mein Zustand in sofern seine Form verändert hatte, als ich nunmehr wenigstens den Gegenstand meiner bisherigen Unstätigkeit und ziellosen Unruhe begriff, so befand ich mich nichts desto weniger doch immer noch in einer nicht viel bessern Verfassung. Den Tag über verschloß ich mich in mein Zimmer, durch dessen dicht verhüllte Fenster ich keinen Lichtstrahl eindringen ließ, und erging mich in der Dunkelheit in tausenderlei Grübeleien, von deren Beschaffenheit ich mir selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte. Des Nachts dagegen saß ich stundenlang und betrachtete das verhängnißvolle Papier, dessen Inhalt den Tag bezeichnete, an

welchem mir das Ende meiner Leiden bevorstand.""

„„Endlich schien die Vorsehung selbst meinem beklagenswerthen Zustande ein Ziel gesteckt zu haben. Ich sage die Vorsehung, weil ich glaube, daß dieselbe sich auch in den kleinsten, scheinbar unbedeutendsten Ereignissen offenbart, welche man im gemeinen Leben Zufälligkeiten nennt.""

„„Als ich nämlich einst um Mitternachtzeit auf meinem Lager saß, mich nach der Wohlthat des Schlafes sehnend, überkam mich plötzlich eine Ermattung, in deren Folge ich bald in eine Art Halbschlummers verfiel. Meine Augen waren geschlossen, aber gleichwohl konnte ich alle Gegenstände um mich her genau erkennen, sowie ich auch das leise, monotone Pickeln meiner Uhr vernahm, welche vor meinem Bette auf dem Nachttische lag. —""

„„Etwa zwanzig Minuten möchte ich in

diesem Zustande zwischen Schlaf und Wachen zugebracht haben, als ich mich plötzlich wie von einem Luftzuge angeweht fühlte und zugleich eine, vom Kopf bis zu den Füßen weiß verhüllte Gestalt in's Zimmer treten oder vielmehr schweben sah, welche sich einem, in der Nähe des Fensters stehenden Tische näherte und dort, wie zum Gebet die Hände faltend, einige Sekunden lang regungslos stehen blieb.""

„„In demselben Moment sah ich das Licht, welches auf dem Tische brannte, jählings hell auf flackern und dann eben so schnell ganz verlöschen, so daß es plötzlich völlig finster im Zimmer ward.""

„„Kaum hatte sich dies zugetragen, als ich, trotz der Finsterniß, welche mich jetzt umgab, das weiße Gewand der Gestalt der Thür zuschweben sah, und im nächsten Augenblicke fühlte ich mich wieder von demselben Luftzug angeweht, welcher beim Eintritt der Erscheinung mich berührt hatte.""

„„Wie in kaltem Schweiß gebadet und von einer außerordentlichen Ermattung ergriffen, erwachte ich und wußte nicht, ob ich geträumt, oder ob das, was ich gesehen, sich wirklich zugetragen habe. Allein der Umstand, daß ich mich ganz im Finstern befand, trotz dem, als ich eingeschlummert war, das Licht auf dem Tische noch gebrannt hatte, berechtigte mich zu der Annahme des Letztern.““

„„Als ich mich daher ein wenig erholt hatte, verließ ich das Bett, in der Absicht, mich nach den etwa hinterlassenen Spuren der gehabten Erscheinung umzusehen. Als ich zu diesem Zwecke Licht angezündet hatte, machte ich die Bemerkung, daß dasjenige Licht, welches ich vorher auf dem Tische hatte brennen lassen, bis auf den letzten Stumpf niedergebrannt war, und daß die Flamme desselben, wie einige halb verkohlte Stellen am obern Theile des aus Ebenholz bestehenden Leuchters bekundeten, den Letztern erfaßt haben, doch

wieder in sich selbst erstickt sein mußten. Sonst fand ich im Zimmer nichts Außergewöhnliches oder sonst etwas, was auf die geheimnißvolle Erscheinung hätte schließen lassen. —""

„„Der Umstand, daß ich an diesem Abende mich wieder mit dem verhängnißvollen Zettel beschäftigt und denselben dann auf dem Tische liegen gelassen hatte, führte, beim Anblick desselben, meine Gedanken schnell wieder auf diesen Gegenstand hin. Ich ließ mich auf einen Stuhl nieder und betrachtete unter stillem Nachdenken das ominöse Papier, als mir plötzlich eine Idee durch den Kopf fuhr, welche mir die Möglichkeit vor Augen führte, den prophetischen Inhalt des Zettels zu erfahren, ohne vorher das Siegel lösen zu müssen.""

„„Ich folgerte nämlich nicht ganz mit Unrecht, daß, da der Zettel nur aus einem einfach zusammengelegten Blatte bestand, ich die Schrift

desselben werde lesen können, wenn ich das Papier etwas nahe gegen das Licht halte.““

„„Und ich versuchte dieses Experiment, obgleich ich im Stillen mir selbst und zwar nicht ohne geheimen Vorwurf sagte, daß ich dadurch das dem Meister S — — gegebene Versprechen, das Siegel vor Ablauf von Jahresfrist nicht lösen zu wollen, wenn auch nicht dem Worte nach, doch aber der That nach breche. —““

„„Allein die Unvorsichtigkeit, mit welcher ich bei dem Experimente zu Werke ging, oder vielmehr mein Verhängniß gab meinem Vornehmen plötzlich einen ganz andern, unerwarteten Ausschlag.““

„„Ich hatte nämlich das Papier etwas zu nahe an's Licht gehalten. Es ward von der Flamme ergriffen, und um das wichtige Dokument nicht ganz in Asche verwandelt zu sehen, löschte ich den brennenden Theil desselben, so gut

es die Eile, mit welcher es geschehen mußte, zuließ.""

„Als ich darauf den noch unversehrt gebliebenen Theil des Zettels näher ins Auge faßte, fand ich, daß das Siegel von den Flammen verzehrt war und die, nur in einer einzigen Zeile bestehende Schrift offen vor mir lag.""

„„Zitternd vor Begierde, Angst und Erwartung, warf ich einen verschlingenden Blick darauf, und ein kalter Schauer lief mir plötzlich durch alle Glieder..."“

„„Der verhängnißvolle Inhalt des Zettels lautete: Den zweiten Oktober, 1815 obdachlos.""

„„Und bis zu diesem, als meinen Todestag bezeichneten Termin, waren nicht mehr volle fünf Wochen. —""

„„— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —""

„Seit dem Augenblicke, wo ich im Stundenglase meines Lebens gleichsam die letzten verrinnenden Sandkörner zählen konnte, hat auch mein bisheriger räthselhafter Zustand sich verändert. An die Stelle einer ununterbrochenen Unstätigkeit der Gedanken, ist eine stille, sanfte Melancholie, eine kalte, auf Alles resignirende Ruhe getreten. Und wenn ich vorher gegen die Welt und das Leben eine totale Gleichgültigkeit empfand, so betrachte ich nun Alles, was an das irdische Dasein erinnert, wie die Gegenstände eines lieblichen Traumes, von deren Nichtigkeit wir am unangenehmsten durch ein plötzliches Erwachen überzeugt zu werden pflegen. Ich bin nun ruhig, obwohl ich äußerlich vielleicht trübsinnig erscheinen mag. Und wenn ich sagen sollte, daß ich Betrübniß oder Schmerz empfinde bei dem Gedanken, so bald einen Weg zu betreten, der uns Allen, dem Einen früher, dem Andern später bevorsteht, so möchte es nur darum sein, daß die

Trennung von Dir, geliebter Freund meiner Jugend, mir schwerer wird, als der Tod an und für sich. —""

„„Doch ich muß Dir auch noch sagen,"" lenkte unser Freund von der bisherigen Richtung seiner Mittheilung plötzlich ab, „„ich muß Dir noch sagen, daß ich auch hinsichtlich der Erscheinung, die ich in jener Nacht, in welcher ich die Prophezeiung meines Todes gelesen, gesehen, Aufklärung erhalten habe . . . Du könntest mich sonst für abergläubisch halten.""

„„Als ich nämlich am folgenden Morgen meine alte Haushälterin fragte, ob sie in vergangener Nacht nichts Ungewöhnliches im Hause bemerkt habe, verneinte sie dies, setzte jedoch hinzu, daß ich leicht hätte Unglück gehabt haben können, wenn sie nicht noch zur rechten Zeit in meinem Zimmer erschienen wäre. Als sie nämlich, fuhr sie fort, um Mitternacht zufällig erwacht, sei ihr der Gedanke beigekommen, daß ich seit kurzer Zeit die

Gewohnheit habe, das Licht in meinem Zimmer brennen zu lassen, und ich mich dabei öfters eines hölzernen Leuchters zu bedienen pflege. Aus Besorgniß, daß dies wieder der Fall sein und Unglück geschehen könne, habe sie sich in mein Zimmer begeben, wo sie noch zur rechten Zeit angekommen, um Feuersgefahr zu verhüten, da das Licht daselbst schon ganz herab gebrannt gewesen und die Flamme bereits den Leuchter ergriffen gehabt. Sie habe darauf, da ich schlief, das Licht ausgelöscht und sich leise wieder entfernt. —""

„„Auf meine Frage, womit sie bei ihrem Erscheinen in meinem Zimmer bekleidet gewesen, erfuhr ich, daß sie, um sich vor Erkältung zu schützen, eine wollene Decke übergeworfen, welche mein Bedienter am Abende zuvor ihr aufzubewahren gegeben habe . . .""

„„Und somit war denn das Unbegreifliche und Gespenstische jener nächtlichen Erscheinung plötzlich gelöst. —""

„„Eben so ist mir nun auch die Absicht klar geworden, aus welcher Meister S — — die Prophezeiung meines Todes mir nicht direct mitgetheilt. Er hatte sehr richtig vorausgesetzt, daß die Beschaffenheit seiner Weissagung — die Verkündigung meines so nahen Todes — einen gefährlichen Eindruck auf mich machen und mir vielleicht gar tödtlich werden könne, sofern ich dieselbe sogleich vernehme. Um diesem auszuweichen, beging er also die weise und gewiß sehr lobenswerthe Vorsicht, meine Kenntnißnahme seines Ausspruches auf sehr geschickte Weise um Jahresfrist zu verzögern, in der Ueberzeugung, daß ich diesen Termin nicht erleben werde. — —""

„"— —"

„So weit, geehrter Herr, die Mittheilung aus dem Munde unseres verstorbenen Freundes. —"

„Sie können sich denken, daß es meine erste Sorge war, den unglücklichen und, wie ich damals annahm, durch einen Betrüger irre geführten Mann, durch alle erdenklichen Vernunftgründe von dem thörichten Wahne zu überzeugen, in welchem er sich hinsichtlich der ihm gewordenen Prophezeiungen befand. Ich versuchte, es ihm einleuchtend zu machen, daß sein früherer, so wie sein gegenwärtiger Zustand lediglich die Frucht seiner großen Leichtgläubigkeit sei, welche man benutzt habe, um irgend einen, ihm wahrscheinlich noch unbekannten, betrügerischen Zweck zu erreichen. Insbesondere stellte ich ihm die große Unwahrscheinlichkeit vor, welche unverkennbar in dem letzten, seine Todesverkündigung betreffenden Ausspruch des Schneidermeisters liege, indem darin die widersinnige Behauptung aufgestellt sei, als werde er um die bestimmte Zeit sogar obdachlos verscheiden. —"

„Vergebens. Alle meine Vorstellungen und

Einwendungen wurden von unserm Freunde mit der einfachen Erklärung zurück gewiesen, daß nichts in der Welt im Stande sei, ihn von seinem Glauben an die Wahrhaftigkeit der Leistungen des Meister S — — abwendig zu machen, und daß selbst der scheinbare Widerspruch, welcher in der Prophezeiung seines Todes liege, verschwinden würde, sobald die Zeit dazu gekommen sein werde. —"

„Da ich endlich einsah, daß alle meine Bemühungen, unserm Freunde unmittelbar zu nützen, vergeblich waren, so that ich mich anderweit nach Rath um. Ich vertraute die Angelegenheit einem mir befreundeten Arzte, und suchte demnächst, in Gemeinschaft mit demselben, auf indirecten Wegen zu handeln. Wir beschlossen nämlich, zuvörderst durch Zerstreuung auf unsern Patienten zu wirken, ohne ihm jedoch dabei eine Absichtlichkeit zu verrathen. Zu diesem Zwecke schlug ich demselben vor, mich auf einer Reise nach der Rhein-

gegend, welche ich, Familienangelegenheiten halber, mit Nächstem antreten zu müssen vorgab, zu begleiten."

„Er lehnte meinen Vorschlag ab, indem er mit der Ordnung seiner testamentarischen Angelegenheiten beschäftigt zu sein erklärte. Da ich indeß entschlossen war, die Erreichung meines Zweckes nicht so leicht aufzugeben, so hatte ich bald ein anderes Mittel zur Hand."

„Ich schrieb nämlich an einen seiner, in der Gegend von Coblenz wohnenden Verwandten, setzte demselben den Zustand meines Freundes auseinander und bat ihn, durch irgend ein ihm als geeignet erscheinendes, dringendes Vorgeben, den Letztern zu einer Reise nach seinem Wohnorte zu veranlassen."

„Und dieses Mittel wirkte — jedoch nur in soweit, als es meine Absicht betraf, unsern Freund zum Antritt einer Reise zu bewegen."

„Eines Morgens nämlich — es war am

sechsundzwanzigsten September — trat Eppstein schon sehr früh in mein Zimmer. Ich glaubte in seinem Gesichte die Botschaft eines wichtigen Ereignisses zu lesen, und fragte ihn verwundert um die Ursache seines so ungewöhnlich frühen Besuches."

— „„Ich komme, um Dich in einer Angelegenheit um Rath zu fragen,"" entgegnete er ziemlich ruhig.""

— „Da Du darum so früh auf den Beinen bist," sagte ich, „so muß es nothwendig etwas Wichtiges sein."

— „„Die Sache ist weniger wichtig, als pressant.""

— „Erkläre Dich . . ."

— „„Höre. Du weißt, daß ich in New-York einen Bruder habe, den ich seit meiner Kindheit nicht gesehen.""

— „Gewiß weiß ich das."

— „„Nun, gestern Abend habe ich von

meinem Oheim, dem Pastor zu Andernach, bei Coblenz, eine überraschende Nachricht in Betreff meines Bruders erhalten.""

„Der Pastor, von welchem unser Freund sprach, war derselbe, an welchen ich mich in der Angelegenheit gewendet hatte."

— „Ohne Zweifel ist die Nachricht doch von angenehmer Ueberraschung," sagte ich.

— „„Das ist sie. Mein Oheim meldet mir nämlich, daß mein Bruder, auf einer Reise in die Schweiz begriffen, innerhalb der nächsten Tage bei ihm eintreffen und einige Zeit bei ihm verweilen werde. Nun weißt Du, lieber Freund, daß ich immer schon großes Verlangen getragen, diesen amerikanischen Bruder im Leben noch Einmal zu sehen. Jetzt ist dies aber um so mehr der Fall, als der Tag, an welchem ich meine Augen schließen werde, nicht mehr fern ist. Ich bin daher entschlossen, vor meinem Ende noch die Reise nach Andernach zu machen, um vielleicht

noch des Glückes theilhaftig zu werden, meinen Bruder noch Einmal umarmen zu können . . . Ich komme daher, um mir Deinen Rath zu erbitten, wie ich die Reise am schnellsten und, mit Rücksicht auf meinen traurigen Zustand, am bequemsten machen könnte.""

— „Um am schnellsten und bequemsten zu reisen," entgegnete ich, „würdest Du Extrapost nehmen müssen."

— „„Das habe ich auch schon gedacht . . .""

— „Aber ich will Dir noch einen andern Vorschlag machen . . ."

— „„Nun?""

— „Du weißt, daß ich in diesen Tagen, in Familienangelegenheiten, nach dem Rhein abreise . . . Wenn es Dir also genehm wäre, könnten wir die Reise bis Coblenz zusammen machen."

— „„Wann reisest Du?"" fragte Eppstein nach kurzem Bedenken.

— „Uebermorgen."

— „„So lange kann ich nicht warten, wenn ich noch bei Lebenszeiten an Ort und Stelle sein will . . . Von übermorgen bis zum zweiten October sind nur noch vier Tage, und fünf bedürfen wir zur Reise.""

— „Du verrechnest Dich. Von heute bis zum zweiten October haben wir noch neun Tage, also von übermorgen noch sieben," sagte ich, auf die gleichsam fixe Idee unseres Freundes scheinbar eingehend, indem ich zugleich auf den Gedanken verfiel, ihn, rücksichtlich des Datums, seines eigenen Interesses wegen, irre zu leiten.

— „„Wir haben heute den sechsundzwanzigsten September . . ."" versetzte Eppstein.

— „Bitte um Verzeihung, wir haben erst den vierundzwanzigsten," entgegnete ich, indem ich meinen immerwährenden Kalender herbei holte, denselben um zwei Tage zurück schob und ihn unserm Freunde vorhielt.

— „Sollte ich mich so stark geirrt haben?“ sagte derselbe kopfschüttelnd.

— „Bei Deinem gegenwärtigen Zustande nimmt mich ein solcher Irrthum gar nicht Wunder,“ sagte ich.

— „„Dann würden wir freilich noch Zeit haben, wenn wir die Reise übermorgen zusammen anträten . . .““

— „Wir haben überflüssig Zeit. Ich denke, daß wir die Tour in vier Tagen recht gut zurücklegen können.“

— „„Ich denke es auch . . . Willst Du also Alles besorgen?““

— „Du sollst Dich um Nichts zu bekümmern haben . . . Uebermorgen, um sechs Uhr Früh, wird der Wagen vor Deiner Thür halten . . . Bis dahin bleibt Dir noch Zeit genug, Deine Angelegenheiten vollends in Ordnung zu bringen.“

— „„Das ist schon abgethan, lieber Freund . . .““

„Bei meiner, rücksichtlich des Monatstages, an Eppstein ausgeführten Täuschung hatte ich die Absicht vor Augen gehabt, die Berechnung seines angeblichen Todestages, um zwei Tage hinaus zu rücken, so daß ich ihn also am dritten October von der Unhaltbarkeit der ihm gewordenen Prophezeiung überzeugen zu können gedachte.“

„Da mir nun die Täuschung für den Augenblick gelungen war, so nahm ich zunächst darauf Bedacht, ihn in derselben, hauptsächlich bis zum Tage unserer Abreise, zu erhalten. Zu diesem Zwecke entfernte ich mich auf einige Minuten aus meinem Zimmer, instruirte in genügender Weise meinen Bedienten und sandte denselben eiligst in die Wohnung unseres Freundes, um seine Haushälterin, die ich schon früher in's Geheimniß gezogen hatte, von dem Vorgefallenen

zu unterrichten, mit dem Auftrage, den Comtoir-Kalender Eppstein's um zwei Tage zurück zu stellen, eben so mit dem Datumzeiger einer in seiner Schreibstube befindlichen Stutzuhr zu verfahren, dann aber insbesondere dahin zu wirken, daß ihr Herr bis zum Tage unserer Abreise nicht seine Wohnung verlasse, was sehr leicht ausführbar war, da er bis dahin mit seinen Reisevorkehrungen hinreichend beschäftigt werden konnte. —"

„Als ich darauf zu unserm Freunde zurückgekehrt war, besprach ich mich mit ihm noch über verschiedene, unsere bevorstehende Reise betreffende Gegenstände, und nachdem wir alles Nöthige verabredet hatten, nahm ich unter einem passenden Vorwande Gelegenheit, ihn bis in seine Wohnung zu begleiten, um zu verhüten, daß auf dem Wege dahin die Täuschung, in welcher er sich befand, nicht gestört werde. —"

„— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — "

„Es war an einem reizenden Herbstmorgen, am achtundzwanzigsten September — nach der irrigen Meinung unseres Freundes, am sechsundzwanzigsten — als wir Berlin verließen. Wir nahmen die Tour über Halle, Erfurt, Hersfeld, Giessen, und langten am Mittage des fünften Tages, also an dem verhängnißvollen zweiten October, in dem Städtchen Diez an, wo wir, auf mein besonderes Andringen, zu übernachten beschlossen. Am folgenden Tage beabsichtigten wir früh nach Coblenz aufzubrechen, wo ich zurückzubleiben gedachte, während unser Freund sich nach Andernach begeben sollte. —"

„Unsere ganze Reise würde sonach, statt der vorausgesetzten vier Tage, fünf erfordert haben; und Eppstein, welcher im Datum um zwei Tage zurück war und also, seiner Rechnung nach, erst am ersten October Nachmittags in Andernach einzutreffen präsumirte, sagte daher öfters:

— „„Ich fürchte, daß meine Reise vergebens sein wird. Denn wenn mein Bruder bei meiner Ankunft in Andernach noch nicht angelangt ist, werde ich ihn schwerlich wiedersehen... Der Tod wird mir keine Zeit dazu lassen ...““

„Ich gestehe, daß ich dem Anbruche des ominösen zweiten Octobers nicht ohne eine Art banger Erwartung entgegen gesehen. Und als dieser Tag endlich erschienen, war es auch hauptsächlich meine große Unruhe, mit welcher ich dem Verlaufe desselben entgegen harrte, was mich bewogen, Eppstein zu überreden, schon am Mittage in dem Städtchen Diez Halt zu machen und daselbst zu übernachten. Ich glaubte gewissermaßen eine Beruhigung darin zu finden, wenn ich unsern Freund an diesem verhängnißvollen Tage keiner der möglichen unglücklichen Zufälle Preis gäbe, welchen der Reisende auf der Landstraße immer in einem höhern Grade ausgesetzt ist, als der unter Dach und Fach Verweilende. —“

Eppstein war an diesem Tage, merkwürdiger Weise, auffallend heiterer, als er bisher gewesen. Ich dagegen konnte mich, trotz aller Mühe, meine Gedanken zu zerstreuen, nicht einer gewissen ernsten, ahnungsvollen Stimmung erwehren, deren Grund ich indeß in der fast ängstlichen Erwartung zu finden glaubte, mit welcher ich an diesem Tage die Stunden zählte, deren endlicher Verlauf gewissermaßen über das Leben unseres Freundes entscheiden sollte . . . Am folgenden Morgen gedachte ich Eppstein über den Irrthum, in welchem er sich hinsichtlich des Datums befand, aufzuklären, sowie ihn zugleich von der sonach erwiesenen Unzuverlässigkeit der ihm gewordenen Prophezeiung zu überzeugen. —"

„Der Gasthof, welchen wir zu Diez bewohnten, war ziemlich leer von Fremden, weshalb wir Mittags auch nur eine sehr kleine Gesellschaft an der Table d'hôte fanden und uns daher schon früh wieder auf unser Zimmer zurück zogen. — Wäh-

rend ich dann hier eine Stunde der Ruhe pflegte und dabei über ein Zeitungsblatt, das mir in die Hände gefallen, eingeschlummert war, hatte unser Freund sich damit beschäftigt, eine Menge Schildereien in Augenschein zu nehmen, welche, Ansichten aus der nächsten Umgebung von Diez darstellend, an den Wänden des Zimmers umher hingen. —"

„Etwa drei Uhr Nachmittags mochte es sein, als ich durch ein Geräusch aus meinem Schlummer geweckt wurde. Als ich aufblickte, sah ich Eppstein zu mir in's Zimmer treten und mit den Worten auf mich zukommen:

— „„Höre, Freund, Du mußt mich begleiten . . .""

— „Wohin?" fragte ich verwundert und, noch schlaftrunken, mir die Augen reibend.

— „„Das hübsche Thal wollen wir uns ansehen . . . ich weiß nicht gleich, wie es heißt . . . der Name ist mir entfallen. Aber es soll

reizend sein . . . Es ist nur eine Stunde von hier entfernt . . . Der Wagen wird sogleich vorfahren . . .““

— „Wovon sprichst Du?“ sagte ich und glaubte, unser Freund rede irre.

— „„Von diesem Thale hier . . .““

Hiermit zeigte mir mein Reise-Gefährte eine der reizenden Landschaften, welche an den Wänden unsers Zimmers hingen, und setzte dann hinzu:

— „„Ich habe beim Wirthe Erkundigung eingezogen. Er sagte mir, daß selten ein Fremder in der Stadt verweile, ohne dieses merkwürdige Thal zu sehen. Ich weiß nicht, ob dem in der That so ist. Aber da wir gerade nichts Besseres zu thun haben und die Witterung höchst einladend ist, so halte ich es für's Beste, den kleinen Ausflug zu unternehmen . . . Der Wirth hat mir seinen Wagen dazu offerirt . . . Du wirst also jedenfalls von der Partie sein? . . .““

„Aus denselben Gründen, welche mich bestimmt hatten, an diesem Tage nicht weiter zu reisen, hatte ich auch wenig Lust, auf das Anerbieten unseres Freundes einzugehen, und bot vielmehr Alles auf, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Allein ich mochte in dieser Hinsicht sagen, was ich wollte — er war nicht zu bekehren. Endlich erklärte er mir, daß er allein fahren werde, falls ich noch länger Anstand nehmen würde, ihn zu begleiten."

„Unter diesen Umständen blieb mir also keine Wahl. Ich kleidete mich an, und kaum war ich mit meiner Toilette zu Ende, als auch schon der Kellner erschien, um uns zu melden, daß der Wagen bereit sei . . ."

„Wir stiegen ein, und fuhren im Trabe zur Stadt hinaus. —"

„Nachdem wir ungefähr eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, hielt der Kutscher und sagte uns, daß wir am Ziele seien."

„Wir stiegen aus und sahen uns um. Wir befanden uns auf einer hohen, dunkeln Waldkante, von wo aus man in der That eins der reizendsten Thäler übersehen konnte, welches, rechts vom Walde, in weiter, unabsehbarer Ausdehnung zu unsern Füßen lag.“

„Unser Freund und ich standen mehre Sekunden lang wie bezaubert von dem wahrhaft romantischen Anblick, welcher sich uns darbot. Dann riefen wir dem Kutscher zu, daß er unsere Rückkehr abwarten möge, und schlugen demnächst einen schmalen Fußpfad ein, welcher, rechts von der Waldkante, durch niedriges Gebüsch in's Thal hinab führte, dessen Namen ich wieder vergessen habe.“

„Als wir etwa zehn Minuten vorwärts geschritten waren und dann zufällig hinter uns sahen, bemerkten wir, daß unser Kutscher uns folgte.“

„Wir blieben stehen, ließen ihn herankommen und fragten dann nach seinem Begehr.“

„Er entgegnete, daß er fürchte, wir würden den Rückweg nicht wieder auffinden können, Falls uns die Dunkelheit des Abends überraschen sollte. Er habe daher seinen Wagen der Obhut eines benachbarten Hirten übergeben und wolle uns begleiten."

„Wir nahmen sein Anerbieten an, und gingen plaudernd weiter. —"

„Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde, hatten wir den Eingang des Thales erreicht und waren dann im Anblicke einer, für unser Klima merkwürdig üppigen Vegetation, etwa eine Viertelmeile vorwärts geschritten, als unser Freund plötzlich über große Müdigkeit klagte."

„Bestürzt, und an die unheilvolle Bedeutung des Tages denkend, sah ich mich nach einer Stelle um, wo er am bequemsten ausruhen könne, und bemerkte in einer Entfernung von etwa hundert Schritten einen Baum, dessen Schatten einen angenehmen Ruheplatz darbot."

„Schweigend, und mit sichtbarer Anstrengung, die er jedoch vor mir zu verbergen suchte, schritt Eppstein dem Orte zu und ließ sich in halb sitzender, halb liegender Stellung darauf nieder."

„Als ich ihn jetzt näher in's Auge faßte, bemerkte ich mit Schrecken, daß sein Gesicht die Farbe verändert und den Ausdruck großer Erschöpfung angenommen hatte."

„Ich fragte ihn, worüber er besonders klage, und ob er Schmerzen leide. Er schüttelte mit dem Kopfe und forderte Wasser."

„Zweifelnd, daß es mir gelingen werde, an dem mir unbekannten Orte solches zu finden, schickte ich mich zögernd und niedergeschlagen an, danach zu suchen."

„Aber als ich mich zu diesem Zwecke eben entfernen wollte, hieß unser Freund mich bleiben und wandte sich an den uns begleitenden Kutscher mit der Frage, ob er keine Quelle in der Nähe

wisse. Derselbe bejahte es, und verließ uns alsbald, um den Wunsch des Kranken zu erfüllen.—"

„Nachdem ich mich hierauf mit Eppstein einige Sekunden lang allein befunden, richtete er sich ein wenig auf, und sprach in ernstem, feierlichem Tone, mit matter Stimme:

— „„Höre, lieber Freund... Sage mir... aber auf Ehre und Gewissen . . . welchen Tag im Monat haben wir? . . .""

„Ich war um eine Antwort verlegen und suchte daher auszuweichen, indem ich erwiederte:

— „Laß' diese Gedanken fahren . . . Du hast Dich übermüdet, weiter ist es nichts . . . Sobald der Kutscher zurückkehrt, wollen wir sehen, den Wagen zu erreichen . . ."

„Er unterbrach mich mit den ernst gesprochenen Worten:

— „„Spare Deine Ausflüchte, und antworte mir . . . Ich fühle, daß ich diesen Ort nicht lebendig verlassen werde .. Also sprich...

antworte einem Sterbenden . . . Wir haben den zweiten October? . . . Es kann nicht anders sein . . .""

— „Und wenn es so wäre? . . . Glaube nicht an die abgeschmackten Dinge, die Dir ein Betrüger in den Kopf gesetzt hat."

— „„Ja, ja . . . der zweite October . . ."" sprach er vor sich hin. Dann wandte er sich wieder an mich: „„Siehst Du, daß es eintrifft? . . . Obdachlos sagte er . . . Ja, ja, es trifft ein . . .""

„Ich schauderte bei dem Gedanken an die verhängnißvolle Prophezeihung, deren furchtbare Erfüllung ich vor Augen sah, und schwieg."

„Darauf sprach der Unglückliche wieder:

— „„Nun . . . ich sehe, daß auch Du jetzt daran glaubst . . . Du hast mich vergebens getäuscht . . . Der Rathschluß des Himmels läßt sich durch keinen menschlichen Verstand vereiteln . . .""

„Er wollte weiter sprechen, aber es schien ihm an Kraft zu fehlen, und der glanzlose, starre Blick seiner Augen schien das Herannahen seines Endes zu verkünden.“

„Inzwischen war der Kutscher mit etwas Wasser zurück gekehrt, welches er an einer entfernten Quelle in seinen Hut geschöpft hatte.“

„Als Eppstein in gierigen Zügen seinen Durst gelöscht hatte, schien ihm einen Augenblick die Lebenskraft wiederzukehren. Ich faßte Hoffnung, daß er, unterstützt von mir und dem Kutscher, vielleicht im Stande sein werde, den Wagen zu erreichen.“

„Als ich mich hierüber äußerte, schwieg er, während er mit großer Anstrengung seine Geister zum Sprechen zu sammeln schien.“

„Endlich faßte er meine Hand, drückte dieselbe und sprach:

— „„Freund meiner Jugend und meines Lebens, ich sterbe . . . Doch habe ich noch eine

Bitte auf dem Herzen . . . Willst Du sie erfüllen?""

— „Kannst Du noch fragen? Gewiß. Aber ich habe noch Hoffnung . . ."

— „„Ich habe keine mehr . . . Aber eine Bitte will ich an Dich richten, deren baldigste Erfüllung mir in dieser Stunde sehr zur Beruhigung gereichen würde . . .""

— „Sprich, und sei versichert, daß ich Alles vollführen werde, wie Du es verlangst."

— „„Ich habe meine Angelegenheiten vollständig in Ordnung gebracht ... Ich habe Dich zum Vollzieher meines letzten Willens erwählt . . . Aber Eine Angelegenheit ist darunter, welche vor Allem der schleunigsten Besorgung bedarf . . .""

„Hier schienen ihn seine Kräfte zu verlassen. Er schwieg einige Minuten lang und fuhr dann mit immer matter werdender Stimme fort:

— „„Unter den Briefpaketen . . . zu Hause, in meinem Schreibpulte . . . wirst Du eins fin-

den . . . eins, welches an den Kapitain von Wittehold adressirt ist . . . Oeffne es . . . Es befindet sich darin eine Instruction für Dich . . . Verfahre danach . . . Melde dem Kapitain meinen Tod und Alles, was Du zu diesem Zwecke in der Instruction aufgezeichnet findest . . . Aber eile damit . . . Dein Schreiben möchte ihn sonst nicht mehr antreffen, da er nächstens nach Berlin zurückkehrt . . . Hörst Du? . . . Versprich es mir . . . Leb' wohl . . . Es ist aus . . . Ha! der zweite October . . . Obdachlos . . . Ja . . . obdachlos! . . .""

„Er lächelte auf grauenhafte Weise, während seine Augen immer starrer wurden und sein Körper sich lang ausdehnte."

„Plötzlich schien er sich wieder aufrichten zu wollen. Doch es gebrach ihm an Kraft. Ich suchte ihn zu unterstützen."

„Er drückte mir krampfhaft die Hand und sprach dann mit gebrochener Stimme:

— „„Ich danke Dir . . . Leb' wohl . . . Der zweite October . . . Obdachlos . . . Es — ist — erfüllt . . .""

„Ich fühlte seinen Kopf schwer auf meine Brust sinken, und als ich mich herab bog, um sein Antlitz zu sehen, waren seine Augen starr . . ."

„Er hatte vollendet. — —"

„— —".

. . . „Nun kennen Sie, geehrter Herr, den verhängnißvollen Tod unseres geliebten Freundes. Vernehmen Sie auch den Auftrag, welchen der Sterbende mir so dringend an's Herz gelegt."

„Zuvörderst soll ich Sie davon benachrichtigen, daß Ihre Tochter sich noch im Hause ihrer bisherigen Pflegerin befindet, und daß die Kosten ihrer Erziehung bereits bis Ablauf dieses Jahres bestritten sind."

„Ferner empfangen Sie hier beiliegend den

Geburts- und Taufschein Ihrer Tochter, welche Papiere sich bei unserem verstorbenen Freunde in Asservation befunden."

„Zugleich soll ich Sie noch benachrichtigen, daß im Testamente des Letzteren Fünfhundert Thaler ausgesetzt sind, welche Summe, für den Fall Sie binnen drei Jahren noch nicht zurückgekehrt sein sollten, die Bestimmung hat, zur Bestreitung der ferneren Erziehungskosten Ihrer Tochter verwendet zu werden. Im Falle Ihrer Rückkehr soll die Summe jedoch zu Ihrer beliebigen Verfügung gestellt werden."

„Endlich soll ich Sie auch noch von dem Wunsche des Verstorbenen unterrichten, daß Sie, rücksichtlich eines gewissen, mir nicht näher bezeichneten Geheimnisses, welches Sie in Betreff der Geburt Ihrer Tochter bewahren, bei Ihrem bisherigen ehrenhaften Grundsatze beharren mögen. —"

„Dies ist Alles, um dessen baldigste Matthei-

lung an Sie, unser Freund mich sterbend gebeten. Und indem ich seinen letzten Wunsch hiermit erfülle, wollen Sie, geehrter Herr, die Versicherung genehmigen, daß Sie auf meine ganze Bereitwilligkeit rechnen dürfen, falls Sie sich irgend veranlaßt finden sollten, meine Dienste in Anspruch zu nehmen."

„Mit dieser aufrichtigen Versicherung habe ich die Ehre zu sein 2c. 2c."

III.

Entschlüsse.

Der Morgen dämmerte bereits, und die fast ganz nieder gebrannten Kerzen in dem eleganten Boudoir, dessen bisher glückliche Bewohnerin die letzte Nacht darin verweilt hatte, waren kaum noch im Stande, das an und für sich nur beschränkte Gemach hinreichend zu erhellen, als die Baronin mit der Durchsicht der, für ihre augenblicklichen persönlichen Verhältnisse sehr inhaltvollen Papiere zu Ende gekommen war. —

Der Aufschluß, welcher dieser unglücklichen

Frau rücksichtlich ihrer Geburt, sowie in Hinsicht der ihr bisher noch unbekannt gewesenen Verhältnisse ihres Vaters geworden, hatte einerseits zwar einen schmerzlichen Eindruck auf sie gemacht; allein derselbe hatte zugleich auch den Grund zu einer Hoffnung in ihr gelegt, über deren Erfüllungsart sie zwar noch nicht im Klaren mit sich war, aber welche, in Rücksicht ihrer sehr getrübten Zukunft, unbestreitbar etwas Tröstendes für sie hatte . . . Wir meinen hier die Hoffnung, welche in der sich ihr eröffneten, wenn freilich auch nur noch auf einer bloßen Voraussetzung beruhenden Aussicht bestand, in der Person des Herzogs von Estermann einen rettenden Stützpunkt zu finden, im Falle sie einst in die traurige Lage kommen sollte, an jeder andern Rettung vor den ihr noch unbekannten Trübsalen der Zukunft verzweifeln zu müssen. Denn die Baronin war weit entfernt von der Absicht, aus den ihr kund gewordenen Beziehungen, in welchen sie, rücksicht-

lich ihrer Geburt, zum Herzoge stand, sogleich Vortheil ziehen zu wollen . . . Gleichsam als ob der Geist des edelsten Stolzes, der ihren verstorbenen Vater, der lockendsten Versuchungen ungeachtet, vor der Erniedrigung bewahrt hatte, von einem Manne, welcher der Zerstörer seines ganzen Lebensglückes gewesen, Wohlthaten anzunehmen, — gleichsam als ob dieser Geist plötzlich auch der ihrige geworden wäre, so war auch sie, trotz der in ihr rege gewordenen, versöhnenden Stimme der Natur, fest entschlossen, sich nur dann diesem Manne anzuvertrauen, wenn dereinst die höchste Noth ihr keinen andern Ausweg offen lassen sollte. — —

Auch rücksichtlich des ihr früher unerklärlich erschienenen Verhältnisses, in welchem jener Herr Wallenroth zu ihrem verstorbenen Vater gestanden, hatte die Baronin nunmehr Aufklärung erhalten. Zugleich konnte sie nun aber auch aus der ihr noch erinnerlichen Art und Weise, in

welcher die beiden Männer zuletzt mit einander verkehrt hatten, schließen, daß der Herzog von Estermann, dessen Unterhändler der Lieutenant Wallenroth gewesen, den Gedanken, sein früheres Unrecht wieder gut zu machen, bis dahin noch nicht hatte fallen lassen. Und hierin glaubte die Baronin gewissermaßen eine neue Bürgschaft für die Erfüllung ihrer Hoffnung zu finden, daß der Herzog noch jetzt nicht minder günstige Gesinnungen für sie hegen werde, wenn sie in den Fall kommen sollte, dieselben in Anspruch nehmen zu müssen. —

Auch hinsichtlich ihres zu beobachtenden Benehmens gegen den ehemaligen Kriegsgefährten ihres verstorbenen Vaters und Unterhändlers des Herzogs, hatte die Baronin bereits einen Entschluß gefaßt. Sie glaubte es der Klugheit angemessen zu finden, diesem Manne gegenüber, Falls derselbe mit dem Gatten ihrer künftigen Wirthin — der Madame Wallenroth — identisch

sein sollte, Alles zu vermeiden, was sie in nähere Beziehungen zu ihm bringen könnte. Denn einerseits fürchtete sie, daß dadurch eine unzeitige Entdeckung ihres, den Herzog betreffenden Geheimnisses veranlaßt werden könnte — während sie, anderseits, sich keiner Mittelsperson bedienen wollte, im Falle sie einst gezwungen sein sollte, sich dem Herzoge in der erwähnten Art anzuvertrauen.

Aus diesen Gründen beschloß die Baronin zugleich, die Wohnung, welche sie zu beziehen eben im Begriff stand, wieder so bald als thunlich, zu verlassen, sofern sie ihre Voraussetzung hinsichtlich des Herrn Wallenroth bestätigt finden sollte.

Die Anwendung dieser letztern Vorsichtsmaßregel wurde indeß, wie wir später finden werden, unterlassen, da die darauf bezügliche Voraussetzung der Baronin sich nicht ganz bestätigte.

Mit diesen Entschlüssen und Ansichten verließ die Baronin noch an demselben Morgen

das Haus eines Gatten, welcher zu denjenigen Armseligsten seines Geschlechts gehört, den der Mann nicht ohne Verachtung, und die Frauen nicht ohne Bedauern ansehen können. —

IV.

Geheime Instruction.

Etwa drei Monate nach den zuletzt erzählten Begebenheiten war es. —

Eines Abends und zwar desselben, welcher demjenigen, an welchem zwischen dem ehrenwerthen Justiz-Commissar Corfuli und der unglücklichen Baronin von Kalkström, in der Schreibstube des Erstern, die früher mitgetheilte Unterredung Statt gehabt, befanden sich im Kabinet des Grafen Kaninski zwei Männer anwesend, deren Aeußeres leicht auf die große Verschiedenheit ihres gesellschaftlichen Standpunktes schließen ließ.

Der Eine, in mehr liegender, als sitzender Stellung, in einem Fauteuil ruhend, war der Herr des Hauses. Der andere, eine lange, hagere Gestalt, sehr auffallend und zwar ganz in Grau gekleidet, welcher, in kurzer Entfernung vom Grafen, auf einem Stuhle saß, war der uns bereits bekannte, sehr ehrenwerthe Herr Weise. —

Die beiden Männer waren im Gespräch begriffen, in welchem eben eine Pause eingetreten zu sein schien.

Endlich brach der Graf das Schweigen, indem er sich mit der Frage an Herrn Weise wandte:

— „Sind Sie Ihrer Sache gewiß?"

— „Zuverlässig, gnädiger Herr," versetzte der Commissionair. „Große Frankfurter Straße, Nummer 116, bei einer gewissen Madame Wallenroth."

— „Haben Sie sie selbst gesprochen?" fragte der Graf weiter.

— „Die Frau Baronin?"

— „Gewiß."

— „Nein, gnädiger Herr; aber die Wirthin," sagte Herr Weise.

— „Was ist das für eine Frau?"

— „Eine gute, brauchbare Person, denke ich, die ihre Gefälligkeiten nach klingender Münze abwiegt."

— „Haben Sie schon Beweise davon?"

— „Beweise eben noch nicht, gnädiger Herr. Aber ich pflege meinen Leuten immer gleich an den Augen anzusehen, ob sie mir 'was nützen können oder nicht."

— „Und was haben Sie von dieser Person über die Baronin erfahren?" fragte der Graf.

— „Daß es ihr sehr kümmerlich ergehe — daß sie sich in den Händen der Pfandleiher und Trödler befinde und daß sie morgen ihre Wohnung räumen müsse, wenn sie nicht zahlt, was sie für den vorigen Monat schuldig geblieben. —"

— „Besuche hat man bei der Baronin also noch nicht bemerkt?"

— „Noch nicht."

— „Und weiß die Wirthin um die früheren Verhältnisse ihrer Mietherin?"

— „Ich glaube nicht. Wenigstens habe ich nichts Derartiges von ihr heraus bekommen."

— „Desto besser."

Der Graf schwieg jetzt einige Sekunden lang und schien in Nachdenken verloren.

Endlich wandte er sich wieder mit den Worten an den Commissionair:

— „Nun, mein lieber Weise, werde ich Sie weiter instruiren. Merken Sie genau auf. — Zuvörderst werden Sie sich der Dienste der Wirthin versichern. Ich hoffe, daß dies nach dem, was Sie mir über diese Person mitgetheilt haben, nicht schwierig sein dürfte. Vorläufig können Sie fünf Louisd'ors für sie verwenden."

— „Ich denke billigeren Kaufs davon zu kommen, gnädiger Herr."

— „Dann ist es Ihr eigener Vortheil. Sie können mir, wie gesagt, fünf Louisd'ors dafür in Rechnung bringen."

— „Und dann?" fragte Herr Weise, die Freigebigkeit des Grafen durch eine dankbare Verneigung anerkennend.

— „Dann begeben Sie sich — was schon morgen geschehen kann — unmittelbar zur Baronin. Sie geben vor, von einem ihr nicht unbekannten Manne, der sich ihr verpflichtet fühlt, beauftragt zu sein, ihr zwanzig Louisdor's einzuhändigen, mit dem Versprechen, daß diese Zahlung allmonatlich wiederholt werden würde."

— „Und wenn sie nach dem Namen des Gebers fragen sollte?"

— „So sagen Sie, daß er sich später nennen werde. Dabei geben Sie ihr zu verstehen, daß derselbe nicht der Zahl ihrer früheren Be-

kannten angehört . . . Sie wird dann weniger Umstände machen."

— „Wenn also die Frau Baronin das Geld annimmt?" fragte Herr Weise.

— „So werden Sie mich gleich davon benachrichtigen, damit ich Sie weiter instruire."

— „Und entgegengesetzten Falles?"

— „Werden Sie sogleich in die Madame Wallenroth dringen, daß sie ihrer Mietherin folgenden Tages die Thür weis't."

— „Ich verstehe. Dies wird die Frau Baronin, sofern sie nicht zahlen kann, in Verlegenheit setzen."

— „Und sie desto geneigter zur Annahme des Geldes machen."

— „Gewiß."

— „Daher werden Sie, im Falle sie das Geld ablehnt, am folgenden Tage, jedoch bevor die Wirthin ihre Exmission vollzieht, sich noch-

mals zu ihr begeben und Ihr Anerbieten erneuern."

— „Ganz wohl."

— „Nun sind Sie für heute vollständig instruirt, lieber Weise," sagte der Graf, indem er sich erhob, dem Commissionair fünfundzwanzig Louisd'ors einhändigte und ihm dann zu verstehen gab, daß er entlassen sei.

Und Herr Weise ging. —

V.

Ein gräflicher Kuppler.

Der Commissionair hatte kaum das Kabinet verlassen, als die Gräfin in demselben erschien.

— „Guten Abend, liebe Anna," sagte der Graf, seine Gemahlin zärtlich auf die Stirn küssend.

— „Nun, wie weit sind Sie, mit Ihrer Angelegenheit?" fragte die Gräfin, sich in einen Sessel werfend.

— „Es ist Alles im besten Gange, meine Liebe.

Ich hoffe, Ihnen morgen etwas Näheres mittheilen zu können."

— „Das sagten Sie mir schon gestern und vorgestern," versetzte unzufrieden die Gräfin. „Es ist also noch Nichts geschehen?"

— „Ich bin mit meinem Manne nicht müßig gewesen, Liebe," sprach in begütigendem Tone der Graf. „Allein die Vorsicht, welche wir bei unserem Verfahren beobachten müssen, erlaubt uns keine Uebereilung. Wir würden sonst Alles verderben . . . Wie gesagt, morgen sollen Sie schon Etwas erfahren."

— „So werden Sie mir heute mindestens den Zusammenhang der Sache etwas vollständiger erklären können . . . Sie pflegen doch sonst nicht so discret gegen mich zu sein . . . Ueberdies denke ich, daß es sich hier um kein Staatsgeheimniß handelt."

— „Hierin haben Sie vollkommen Recht. Allein Sie werden begreifen, daß es gewisse Per-

sonen giebt, welche ihre Privatgeheimnisse nicht minder streng bewahrt wissen wollen."

— „Ja, diese gewisse Personen eben! . . . Das Uebrige weiß ich. Sie sind der Vermittler einer Liaison zwischen der armen Person, der Baronin, und . . . Nun? . . ."

Der Graf flüsterte seiner Gemahlin leise einige Worte in's Ohr.

— „Ah . . . Nun verstehe ich!" sagte die Gräfin und setzte dann in spöttischem Tone hinzu: „Seine Durchlaucht wollen die günstigen Conjuncturen benützen . . . Nun, ich denke, daß man ihm keine Schwierigkeiten machen wird . . . Darum eben begreife ich nicht, wozu diese großen Umstände, und, noch weniger, wie Sie, mein Gemahl, zu der Ehre kommen, beim Herzoge eine Stellung einzunehmen, für welche es ihm an würdigeren Dienern wohl nicht zu fehlen pflegt."

— „Ich habe diese, allerdings wenig ehren-

volle Stellung, für den Augenblick selbst gewählt, meine Liebe," versetzte der Graf.

— „Desto unbegreiflicher ist es mir."

— „Ich habe wichtige Gründe . . ."

— „Was wichtig ist, pflegt nicht selten auch geheim zu sein."

— „Sehr geheim — doch nicht vor Ihnen, meine Liebe," sagte der Graf.

— „Ihr Vertrauen schmeichelt mir . . . Also lassen Sie hören."

— „Ich ward nämlich in eine dienstliche Angelegenheit von großer Bedeutung verwickelt, deren Resultat, sofern mir das Glück nicht günstig ist, mich der peinlichsten Verlegenheit aussetzen würde, und aus welcher mich, außer dem Herzoge, Niemand retten könnte. Aus diesen Gründen liegt es in meinem Interesse, daß ich seit einiger Zeit jede Gelegenheit wahrnehme, durch welche ich den Herzog mir verpflichten könnte. Indem ich nun von den Wünschen Seiner Durch-

laucht, in Betreff der Baronin, schon längst unterrichtet war, so habe ich denn auch diese Gelegenheit ergriffen, um meinen Vortheil daraus zu ziehen . . . Ich hoffe also, meine Liebe, daß Sie mein Verfahren billigen werden."

— „Unter diesen Umständen, gewiß," entgegnete die Gräfin und setzte dann in bedenklichem Tone hinzu: „Nur scheinen Sie die mißlichen Folgen nicht berücksichtigt zu haben, welche das Verhältniß zwischen dem Herzoge und der Baronin, mit dessen Vermittelung Sie beschäftigt sind, nach sich ziehen könnte."

— „Welche mißliche Folgen? Ich sehe keine," versetzte der Graf.

— „Aber Sie werden sie ohne Zweifel einsehen, wenn Sie erwägen, daß, wenn die beabsichtigte Liaison zu Stande kommt, die Baronin zugleich auch auf den Herzog einen Einfluß erlangen würde, den sie sehr leicht im Interesse ihres Scheidungsprozesses gegen meinem Bruder gel-

tend machen könnte. Und in diesem Falle dürfte uns unsere Aussicht, auf das Vermögen des Letztern, sehr getrübt werden."

— „Ich gestehe, daß Ihr Einwurf nicht ganz ohne Grund ist," sagte der Graf mit Nachdenken.

— „Ich zweifle wenigstens, daß er sich leicht widerlegen lassen dürfte."

— „Doch. Denn wenn ich die beabsichtigte Liaison leicht zu Stande zu bringen hoffe, so darf ich auch hoffen, dieselbe, sobald es in unserm Interesse liegen sollte, wieder eben so leicht rückgängig machen zu können, um so mehr, als das Erstere bei weitem schwieriger ist, als das Letztere."

— „So werden Sie mindestens sehr auf Ihrer Hut sein müssen," versetzte die Gräfin.

— „Ohne Zweifel."

— „Sie glauben also, daß die Angelegenheit sich bald wird arrangiren lassen?"

— „Wenigstens binnen kürzester Frist,“ entgegnete der Graf mit zuversichtlichem Tone.

— „So sprechen wir morgen weiter darüber . . . Bis dahin denken Sie es zu einem Resultate zu bringen?“

— „Wenigstens zu einem vorläufigen. —“

VI.

Der Beauftragte.

Am Morgen nach den eben mitgetheilten, im Kabinet des Grafen Kaninski stattgehabten, Unterredungen war es. —

Wir befinden uns in einem kleinen, in der großen Frankfurter Straße belegenen, etwas dunkeln Zimmer von außerordentlich bescheidener, fast dürftiger Einrichtung.

In der Bewohnerin dieses Zimmers erkennen wir eine eben so schöne, als noch junge

Dame, die wir bisher nur in Gemächern voll Prunk und Luxus gesehen haben.

Es ist die unglückliche Baronin von Kalkström. —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Ohne speciell der mannigfachen, sich immer mehr steigernden Drangsale zu gedenken, von welchen die Baronin im Verlaufe der letzten drei Monate heimgesucht worden, bemerken wir in dieser Hinsicht nur, daß ihre, auf einen edeln Stolz und auf unerschütterliche Selbstachtung gegründeten Gesinnungen ihr nicht erlaubt hatten, sich, als sie das Haus ihres Gemahls verlassen, in den Besitz von auch nur so geringen Mitteln zu setzen, welche im Stande gewesen wären, sie der Sorge um die nächste Zukunft zu überheben.

Als sie daher die Wohnung bei der Madame Wallenroth bezogen, besaß sie, außer einigen

wenigen Effecten von nur mittelmäßigem Werthe, durchaus keine pecuniäre Mittel.

Die nächste natürliche Folge hiervon war, daß dieses Wenige, trotz dem ihr Gefühl sich dagegen sträubte, bald seinen traurigen Weg in die Alles verzehrenden Hände der Pfandleiher und Trödler nahm, ohne ihr etwas mehr dafür zu bieten, als eben erforderlich war, die nothwendigsten Bedürfnisse des Augenblickes zu befriedigen. —

In dieser Lage des Mangels und der traurigsten Aussichten verlor die Baronin gleichwohl nicht den Muth, sich mit der Hoffnung auf eine baldige Besserung ihrer Verhältnisse zu trösten, indem sie zugleich auf Mittel sann, sich der Erfüllung dieser gewagten Hoffnung zu nähern.

Und sie war bei der Anwendung dieser Mittel nicht ohne Umsicht, nicht ohne die muthvollste Verleugnung aller der Vorurtheile, Eitelkeiten und des falschen Ehrgefühls, welche, in

ähnlichen Fällen, sich im weiblichen Herzen nicht leicht überwinden lassen. —

Die Mittel, welche die Baronin zur Hebung ihrer mißlichen Lage gewählt hatte, waren diejenigen, welche der umsichtigste, weiseste Mann als die natürlichsten und Erfolg versprechendsten erkannt haben würde . . . Es bestanden dieselben in den weisesten Prinzipien zur Erzielung häuslichen Wohlstandes — nämlich in Beschränkung der Bedürfnisse und in der Arbeitsamkeit.

Allein es stand im Buche ihres Schicksals geschrieben, daß, trotz ihrer Bemühungen, den Mangel abzuwenden und durch Arbeitsamkeit sich eine kleine, bescheidene Existenz zu gründen, in ihrem bewegten Leben sich noch ein Mal jene Drangsale der bittersten Armuth wiederholen sollten, unter deren Last sie in früheren Jahren schon einmal geseufzt und geduldet hatte. Alle ihre Bestrebungen, sich irgend einer, ihren Kräften und Mitteln angemessenen Beschäftigung zu unterzie-

hen, scheiterten an tausenderlei unvorhergesehenen Umständen, die sie nicht zu beseitigen vermochte, weil die Verhältnisse, denen sie bisher angehört hatte, ihr überall hinderlich in den Weg traten. Selbst der Name, den sie trug, war ihr in dieser Hinsicht nicht selten ein Stein des Anstoßes. Und wenn sie auch Muth und Selbstverleugnung genug besaß, geduldig manche Bitterkeiten hinzunehmen, die ihr auf dem Wege ihrer unermüdlichen Bemühungen, eine lohnende Beschäftigung zu erhalten, reichlich begegneten, so ward es ihr doch nichts desto weniger unmöglich, ihr Ziel zu erreichen. Es war, als ob die Welt sich zu ihrem Untergange verschworen hätte — so sehr und entschieden hing sich das Mißgeschick an jeden ihrer Schritte. —

Unter diesen Verhältnissen war es also sehr erklärlich, daß die Lage der Baronin sich mit jedem Tage, mit jeder Stunde verschlimmern mußte. Die wenigen Mittel, welche bisher nachgerade

ausgereicht hatten, sie vor Hunger zu schützen, waren erschöpft. Der letzte entbehrliche Gegenstand von Werth war bereits aufgeopfert und nirgends wollte sich ihr vor der Noth, die sie immer härter antrat, ein Rettungsmittel finden. —

An dem Morgen nun, von welchem wir sprechen, war die unglückliche Baronin, am Fenster ihres bescheidenen Zimmers sitzend, in Betrachtungen über ihre trostlose Lage versunken, als sie in denselben plötzlich durch den Anblick eines Mannes unterbrochen wurde, welcher, ohne daß sie es bemerkt hatte, in's Zimmer getreten und in außerordentlich devoter Stellung an der Thür stehen geblieben war.

Obgleich die Baronin bei der unerwarteten Erscheinung des ihr fremden Mannes auffuhr, so vermochte sie sich trotz dem, und ungeachtet der ernsten Stimmung, in welcher sie sich kurz zuvor befunden, doch nicht eines unwillkürlichen Lächelns zu enthalten, als sie ihren Besuch etwas näher in's

Auge faßte und einen langen, ausnehmend hagern, vom Kopf bis zu den Füßen ganz in Grau gekleideten Mann vor sich sah.

Wir kennen diesen Mann bereits zu gut, als daß es noch der Nennung seines Namens bedürfte . . .

Herr Weise war als geheimer Beauftragter des Grafen Kaninski erschienen. —

— „Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau,“ nahm der Commissionair, unter einer tiefen Verbeugung, endlich das Wort, „wenn ich Sie belästige. Allein . . .“

— „Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte, unbefangen sich ihrem seltsamen Gaste nähernd, die Baronin.

— „Verzeihen Sie gnädige Frau,“ entgegnete zögernd und sehr devot Herr Weise, „ich weiß noch nicht, ob ich die Ehre habe . . . Frau Baronin von Kalkström . . .?“

— „Ganz recht. Und was wünschen Sie von mir?“

— „Es gereicht mir zur außerordentlichen Ehre, gnädigste Frau, mich persönlich eines kleinen Auftrages zu entledigen, welcher . . . .“

— „Ein Auftrag? . . . Von wem, wenn ich fragen darf?“

— „Erlauben Sie mir, gnädige Frau, daß ich erst von der Sache spreche, und dann, wenn Sie befehlen, der Person erwähne.“

— „Also worin besteht Ihr Auftrag?“ fragte, gespannt und die Umständlichkeit Ihres Besuches belächelnd, die Baronin.

— „In Behändigung von zehn Stück Friedrichsd'ors, mit dem gehorsamsten Bemerken, daß ich beauftragt bin, allmonatlich eine gleiche Zahlung an Sie zu leisten.“

Hiermit zählte der Commissionair die genannte Summe auf den Tisch. —

Die Baronin, durch den Anblick des Gol-

des eben so überrascht, als befremdet, sah bald die Goldstücke, bald den Ueberbringer derselben an.

Endlich sagte sie:

— „Darf ich nun fragen, wer Ihnen diesen Auftrag ertheilt hat?"

— „Einer meiner Geschäfts-Committenten, gnädige Frau, den Sie sich früher durch eine wichtige Dienstleistung verpflichtet hatten."

— „Und der Name dieses Herrn?"

— „Erlauben Sie mir, gnädige Frau, die ganz ergebenste Bemerkung, daß derselbe Ihnen nicht ganz unbekannt ist."

— „Um so eher werden Sie ihn mir nennen können."

— „Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau . . . das überschreitet meinen Auftrag. Doch so viel darf ich Ihnen vertrauen, daß es ein Mann von Ehre ist. Auch zweifle ich nicht, daß Sie sich seiner noch erinnern werden . . . wenn vielleicht auch nicht in diesem Augenblicke."

— „Sonach müßte es jedenfalls eine mir bekannte Person sein. Dies aber dürfte derselben um so weniger Grund geben, mir ihren Namen zu verschweigen,“ sagte die Baronin.

— „In dieser Hinsicht, gnädige Frau,“ versetzte Herr Weise, „muß ich mir die gehorsamste Bemerkung erlauben, daß mein Geschäfts-Committent zwar die Ehre hat, Ihnen nicht unbekannt zu sein, daß er aber dennoch, wie ich Sie versichern darf, nicht gerade zu Ihren Bekannten gehört.“

Die Baronin, durch diese Ausflüchte des Commissionairs etwas mißtrauisch geworden, war über den seltsamen Zusammenhang der Sache einen Augenblick in Nachdenken verloren. Dann wandte sie sich mit der Frage an ihren Gast:

— „Mit wem, mein Herr,“ wenn ich fragen darf, „habe ich die Ehre, in dieser Angelegenheit zu verhandeln?“ —

— „Mein Name ist Weise, Geschäftsmann.“ —

— „Nun, so werde ich Sie bitten, Herr Weise, dieses Geld wieder an sich zu nehmen.“

— „Gnädige Frau, ich glaube nicht . . .“ sagte etwas betreten der Commissionair.

— „Und was glauben Sie nicht?“ fragte die Baronin, als Jener sich unterbrach.

— „Daß Sie in die Richtigkeit meines Auftrages Zweifel setzen . . .“

— „Dazu haben Sie mir noch keine Veranlassung gegeben. Allein ich kann von Niemandem Geld annehmen, der Ursache zu haben scheint, mir seinen Namen vorzuenthalten.“

— „Aber gnädige Frau werden mir gewiß zugeben müssen, daß diese Ursache eine ganz unschuldige sein kann,“ entgegnete Herr Weise.

— „Möglich.“

— „In diesem Falle würden Sie mich nicht

minder, als meinen Auftraggeber sehr betrüben. Gewiß und wahrhaftig."

— „Thut mir leid."

Herr Weise schien jetzt in Verlegenheit zu sein, was er thun solle. Es entstand daher eine Pause, welche er später mit den Worten brach:

— „Gestatten Sie mir, gnädige Frau, Ihnen einen Vorschlag zu machen, dessen Annahme, wie ich hoffe, sowohl Sie, als auch mich zufrieden stellen würde."

— „Lassen Sie hören," entgegnete ziemlich gleichgültig die Baronin.

— „Haben Sie die Gewogenheit," nahm Herr Weise darauf das Wort, „das Geld bis morgen früh an sich zu behalten. Bis dahin werde ich mit meinem Geschäftsfreunde über die Angelegenheit Rücksprache genommen haben. Es ist leicht möglich, daß Ihre Weigerung, gnädige Frau, ihn bestimmen wird, seinen Vorsatz, vorläufig anonym zu bleiben, aufzugeben. Sollte

dagegen dieser Fall nicht eintreten, so werde ich morgen gern bereit sein, Ihrem Befehle zu gehorchen."

Der Vorschlag des Commissionairs schien der Baronin zu conveniren. Wenigstens wies sie denselben nicht gleich von der Hand, sondern schien darüber mit sich zu Rathe zu gehen, während Herr Weise schweigend ihre Antwort erwartete.

Endlich sprach sie:

— „Wenn Sie die Güte haben wollen, mir Ihre Wohnung zu nennen, so will ich Ihren Vorschlag annehmen."

— „Sehr gern," sagte, indem er seine Freude über diese Wendung der Sache zu verbergen suchte, Herr Weise, und setzte dann hinzu: „Friedrichsstraße, Nummer 196."

Die Baronin schrieb die Wohnung des Commissionairs in ihr Notizbuch, und sagte dann:

— „So werde ich Sie denn morgen Früh erwarten.

— „Ich werde die Ehre haben . . .“

Hiermit verneigte sich Herr Weise und ging. —

VII.

Die Versuchung.

Vergebens erging sich die Baronin, nachdem der Commissionair sie verlassen hatte, in tausend Muthmaßungen und Schlüssen über den Urheber des seltsamen Ereignisses, durch welches es in ihre Macht gegeben war, sich plötzlich aller Sorgen um Gegenwart und Zukunft überhoben zu sehen. Außer ihrem Gemahle selbst, oder, in dessen Auftrage, ihrem Schwager, dem Grafen Kaninski, kannte sie durchaus keine Person, bei welcher sie einen Beweggruud zu solcher Freige-

bigkeit hätte voraussetzen können — während jene Beiden, auf welche diese Voraussetzung hätte Anwendung finden dürfen, gerade Diejenigen waren, von denen sie um keinen Preis eine Wohlthat hätte annehmen mögen. Daher, und insbesondere, weil sie in den Angaben des Herrn Weise über die Persönlichkeit seines Auftraggebers wenig Wahrscheinlichkeit zu finden glaubte, behandelte die Baronin den ganzen Vorfall keineswegs mit der Angelegentlichkeit, welche derselbe, wie man meinen sollte, hauptsächlich in Rücksicht ihrer sehr traurigen Lage, wohl verdient hätte. —

Indeß erklärt sich dieses Benehmen der Baronin, wenn wir die Motive in's Auge fassen, nach welchen sie handelte. Einerseits hielt sie, wie gesagt, den Grundsatz fest, weder von ihrem Gemahl, noch von dessen muthmaßlichen Beauftragten, dem Grafen Kaninski, eine Wohlthat anzunehmen. Anderseits hatte sie solche aber von andern Personen nicht nur nicht zu erwarten, sondern

ihr Ehrgefühl erlaubte ihr auch nicht, Verpflichtungen einzugehen gegen Personen, welche Ursache zu haben schienen, ihr unbekannt zu bleiben. —

Wohl übten zwar der Anblick des Geldes und der Gedanke an das splendide Versprechen des Gebers einen Eindruck auf die Baronin aus, welchem hundert Andere in ihrer Lage nicht leicht widerstanden haben würden. Die Versuchung war groß. Allein sie war zu fest in ihren Grundsätzen, und das Gefühl der strengsten Ehrenhaftigkeit hatte zu tiefe Wurzel in ihr gefaßt, als daß sie selbst in der gewiß schwierigen Wahl zwischen Entbehrung und Ueberfluß, sofern der Letztere nur auf Kosten ihres Ehrgefühls zu erkaufen stand, lange hätte schwanken können. —

Daher läßt sich auch mit ziemlicher Zuverlässigkeit annehmen, daß die Baronin, als sie auf den Vorschlag des Commissionairs, die ihr eingehändigte Summe bis zum folgenden Morgen und bis zur nähern Erklärung des Gebers an sich zu

nehmen, nicht durch andere Grundsätze, als die eben angedeuteten, geleitet worden. Die Gründe, welche sie bestimmt hatten, dem Herrn Weise in gedachter Art zu willfahren, beruhten vielmehr einerseits in der bei ihr grundsätzlich gewordenen großen Behutsamkeit, mit welcher sie bei Ereignissen von Wichtigkeit zu verfahren pflegte, und, anderseits, in der Absicht, zu eben diesem Zwecke die erforderliche Zeit zu gewinnen, um ungestört und gewissenhaft mit sich zu Rathe gehen zu können. —

Als demzufolge die Baronin in ihren Betrachtungen und Erwägungen der Sache zu keinem sichern Resultate gekommen, war sie endlich bei derjenigen Muthmaßung stehen geblieben, zu deren Annahme sie die vielseitigsten Gründe berechtigten — nämlich: daß ihr Gemahl oder, in dessen Auftrage, der Graf Kaninski es sei, welcher aus Motiven, die sehr nahe lagen, sich ver-

anlaßt finde, ihren traurigen Verhältnissen eine andere, glücklichere Richtung zu geben.

Welche Gesinnungen aber die Baronin in diesem Falle hegte, haben wir bereits ausgesprochen. Daher war sie denn auch jetzt rücksichtlich ihren Benehmens keinen Augenblick unentschlossen. Gleichgültig legte sie die noch auf dem Tische befindlichen Goldstücke bei Seite, um sie am folgenden Morgen dem Ueberbringer wieder einzuhändigen. —

VIII.

Die Wirthin.

Man würde im Irrthum sein, wenn man annehmen wollte, daß die Baronin mit derselben Gleichgültigkeit, mit welcher sie die, ihr von dem Commissionair übergebene Summe, zur Rückgabe an denselben bereit hielt, auch der Erklärung entgegen gesehen, welche sie von dem Letztern in Rücksicht seines Auftraggebers erwartete. Die Situation dieser Frau war von der Art, daß sie sehr wohl die Bedeutung des Opfers fühlen mußte, welches sie ihren Grundsätzen brachte, in-

dem sie in Begriff stand, ein Anerbieten zurück zu weisen, dessen Annahme sie, der ihr gewordenen Verheißung nach, von der drückenden Last der schmerzlichsten Entbehrungen befreien und in eine sorgenlose, und, in Hinsicht auf äußere Bedürfnisse, gemächliche Lage versetzen konnte.

Daher kann es wohl als kein Widerspruch ihrer Denkungsweise, vielmehr nur als ein in ihrer traurigen Situation begründetes, sehr natürliches Resultat erscheinen, wenn die Baronin, während sie der That nach auf ein so lockendes Anerbieten resignirte, sich doch auch nicht von dem geheimen Wunsche zu trennen vermochte, daß die Erklärung des Commissionairs, welche sie rücksichtlich seines Auftraggebers am folgenden Morgen erwartete, von der Art sein möge, welche ihr die Annahme jenes Anerbietens gestatte, ohne dadurch ihren Grundsätzen Etwas vergeben zu müssen. —

Im Verlaufe des Tages mit Betrachtungen

und Wünschen über die ihr bevorstehende Lösung eines Ereignisses beschäftigt, aus dessen Hintergrunde ihr, trotz der vorgefaßten, entgegengesetzten Ansicht, gleichwohl ein schwacher, entfernter Hoffnungsstrahl entgegen schimmerte, ward die Baronin plötzlich durch den Besuch einer Dame unterbrochen, deren Erscheinen ihr eben so unerwartet, als unwillkommen war.

Diese Dame war die Wirthin der Baronin, Madame Wallenroth. —

Diese Frau, welche bis jetzt durch das isolirte und vorsichtige Wesen ihrer Miethērin immer in einer gewissen Entfernung von derselben gehalten worden -- während es der Klugheit der Letztern demungeachtet gelungen war, über die persönlichen Verhältnisse ihrer Wirthin insoweit in's Klare zu kommen, als dies ihr, früher angedeutetes Interesse berührte — war die Wittwe jenes, mit dem Vater der Baronin in Berührung gestandenen Herrn Wallenroth, und gehörte jenen

Vielen ihres Geschlechts und Standes an, denen es unabweisliches Bedürfniß ist, Gelegenheiten nachzuspüren, welche ihrem natürlichen Hange zur Medisance Nahrung zu geben vermögen. —

War es nun der Madame Wallenroth bis jetzt nicht möglich gewesen, sich der Baronin in einer Weise zu nähern, welche ihrem Charakter zusagte, so ergriff sie jetzt mit um so größeren Eifer eine Gelegenheit, welche sich ihr in dieser Hinsicht auf das Unerwartet'ste plötzlich dargeboten hatte.

Herr Weise nämlich, schon vor seinem Erscheinen bei der Baronin mit der Madame Wallenroth einverstanden, war, durch die energische Weigerung der Erstern, zur Anwendung desjenigen Mittels veranlaßt worden, auf welchen sein gräflicher Auftraggeber ihn für diesen Fall angewiesen hatte, und welches lediglich darauf berechnet war, die Verlegenheit der Baronin auf's Aeu-

ßerste zu steigern, um sie dadurch den Plänen des Grafen geneigter zu machen.

Und dieser Zweck mußte um so erreichbarer erscheinen, als die, von dem Commissionair zur Mittelsperson gewählte Madame Wallenroth, ganz die Person war, von deren Mitwirkung sich für die Absichten des Herrn Weise der beste Erfolg versprechen ließ — und um so mehr, als sie dadurch zugleich ihre Neigung befriedigen konnte, der Baronin gegenüber einen Standpunkt einzunehmen, der so sehr ihrem gehässigen Charakter entsprach. —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— „Sie werden entschuldigen, Frau Baronin," nahm Madame Wallenroth nach kurzer Begrüßung das Wort, „Sie werden entschuldigen, daß ich mir einmal die Freiheit nehme . . ."

— „Ich bitte, nehmen Sie Platz," sagte die

Baronin, ihre Wirthin unterbrechend, indem sie derselben einen Stuhl reichte.

— „Es war schon längst mein Wunsch,“ fuhr Jene, sich niederlassend, fort, „mit Ihnen einmal Rücksprache zu nehmen . . .“

— „Ich weiß, Madame Wallenroth. Ich befinde mich bei Ihnen noch mit einem Monate Miethzins im Rückstande, und heute läuft schon der zweite Monat ab, ohne daß ich . . .“

— „Ja, gnädige Frau . . . Sie hatten mir freilich die Versicherung gegeben, im Laufe dieses Monats dafür zu sorgen . . .“

— „Sie haben Recht, meine gute Madame. Allein ich werde Ihre Nachsicht noch für einige Zeit in Anspruch nehmen müssen.“

— „Das thut mir leid,“ versetzte achselzuk-kend die Wirthin und fuhr dann fort: „Sie wer-den einsehen, daß ich mich auf ein längeres War-ten nicht einlassen kann.“

— „Ich denke, meine Liebe, daß Sie noch kurze Zeit Geduld haben werden."

— „Erlauben Sie, Frau Baronin . . . Ich bin eine Frau, welche keine große Einnahme hat. Deshalb kann ich das Wenige, wovon ich lebe, nicht lange entbehren . . . Meine Wohnung kostet mich ein schweres Geld . . . Uebrigens kann ich bei Ihnen gar nicht einsehen, wovon Sie mich bezahlen wollen. Es wäre etwas Anderes, wenn ich überzeugt wäre, daß Sie ein bestimmtes Einkommen hätten, oder sonst etwas Derartiges . . . Allein . . ."

Madame Wallenroth unterbrach sich einen Augenblick und schien von der Baronin eine Entgegnung zu erwarten. Allein die unglückliche Frau, von den gewissermaßen gerechten Klagen ihrer Wirthin getroffen, sah, in kummervolles Nachdenken versunken, schweigend vor sich nieder, bis die Letztere in ihrer Explication wieder fortfuhr:

— „Ich denke, Sie werden mir Recht geben, Frau Baronin; zumal Sie wohl wissen werden, daß Sie Nichts um sich haben, wovon ich mich bezahlt machen könnte . . . Ich weiß recht gut, daß sie leider Alles schon versetzt und verstoßen haben . . .“

Die Baronin, welcher die letzten Worte ihrer Wirthin schwer auf's Herz fielen, fand sich durch die rücksichtslosen Aeußerungen derselben eben so verletzt, als gekränkt. Ohne daher zu bedenken, daß sie, im Grunde genommen, im Unrecht war, fiel sie der Sprechenden etwas gereizt und in verweisendem Tone mit den Worten in die Rede:

— „Madame, ich will nicht hoffen, daß Sie sich hinsichtlich, meiner Verfügung über mein Eigenthum, Beurtheilungen erlauben wollen, die Ihnen nicht zukommen.“

— „Allerdings will ich das, und ich darf es mit vollem Rechte,“ rief aufgebracht und im

höhnenden Tone die Wirthin. Dann setzte sie, aufstehend und unwillig ihren Stuhl bei Seite rückend, hinzu: „Und damit Sie sehen, Frau Baronin, daß ich noch mehr in einem Zimmer zu sagen habe, welches Sie zwar bewohnen, aber nicht bezahlen, so erkläre ich Ihnen, daß Sie spätestens morgen Mittag meine Wohnung zu verlassen haben — wenn Sie nicht etwa wollen, daß ich Sie durch die Polizei hinaus werfen lasse..."

Hiermit kehrte sie der, vor Bestürzung und Indignation sprachlos dastehenden, Baronin den Rücken und verließ das Gemach. —

IX.

Der Entschluß.

Die Bestürzung und Indignation, in welche die Baronin durch das brutale Benehmen der Madame Wallenroth Anfangs versetzt worden, hatte, nach der Entfernung der Letztern, bald andern, bitterern Empfindungen Platz gemacht. Das beschämende Bewußtsein, daß der erlittene Affront lediglich ein Resultat ihrer traurigen, dürftigen Lage sei, so wie das niederschlagende Gefühl, die Letztere, ohne Hintenansetzung ihrer Ehre, nicht ändern zu können, griffen das Herz der unglück-

lichen Frau mit schneidendern Waffen an, als es der eben empfundene Schimpf gethan hatte.

Hierzu kam nun noch die schreckliche Bedrängniß, in welche sie sich durch die Drohung der Wallenroth plötzlich versetzt sah. Denn selbst diejenigen geringen Mittel entbehrend, welche zur Befriedigung der Letztern erforderlich waren, mußte sie um so mehr die Unmöglichkeit fühlen, augenblicklich anderweit ein Obdach zu finden, sofern, woran sie nicht zweifeln konnte, das Aeußerste eintrat und jene Drohung in Erfüllung ging.

Und gleichwohl erlaubten ihr ihr Stolz und ihre Selbstachtung nicht, es zu diesem Aeußersten kommen zu lassen.

Aber wie sollte, wie konnte sie es ändern — und so schnell ändern, als es die Dringlichkeit der Umstände erheischte?

Dies war die Frage, mit deren Beantwortung die unglückliche Frau lange mit sich zu Rathe ging . . . Eine Aufgabe, deren Schwie-

rigkeit nicht geringer war, als die Lage Derjenigen, die sie lösen sollte. —

Bereits seit einigen Tagen waren der Baronin die letzten baaren Existenzmittel zu Ende gegangen. Das Wenige, wovon sie noch lebte, bestand in einigen, nicht leicht entbehrlichen Effecten von nur geringfügigem Werthe, deren Veräußerung kaum ausreichte, noch für wenige Tage ihren Hunger zu stillen . . .

Und hierzu noch die Aussicht, in den nächsten vierundzwanzig Stunden auch ihres Obdachs beraubt zu sein!

In der That, eine verzweiflungsvolle Situation für eine Frau, welche eines bessern Looses würdig war. Aber das Schicksal schien Gefallen daran zu finden, diese Arme, schon von der Wiege an, zum Gegenstande seines grausamsten Spieles ausersehen zu haben. —

Indem nun die unglückliche Baronin mit düsterm Blicke die traurigen Verhältnisse, von

welchen sie umringt war, überschaute, ohne irgend einen rettenden Ausweg zu finden, wandten sich ihre Gedanken fast unwillkürlich dem einzigen Mittel zu, welches sie ihrer höchsten Noth schon früher zum letzten Rettungsanker gesetzt hatte...

Wir meinen hier ihre Absicht, auf Grund der in ihren Händen befindlichen Papiere, dem Herzoge von Estermann die geheimen Beziehungen zu entdecken, in welchen sie sich zu demselben, ihrer Geburt nach, befand und die ihr allerdings eine glückliche Wendung ihrer Lage in Aussicht stellen mußten.

Allein während sie diesen Gedanken, dessen Ausführung freilich auch viel Peinliches für sie haben mußte, etwas näher erwog, kam ihr noch eine andere Idee, welche, da sie bequemer und schneller zu realisiren war, vor jener den Vorzug zu verdienen schien.

Der Gegenstand dieser Idee war von zweifacher Art, wiewohl ziemlich von ein und

derselben Beschaffenheit. Einerseits erinnerte sich nämlich die Baronin jenes, unter dem Vermächtnisse des Kapitains Witteholw entdeckten Medaillons, dessen kostbare Fassung, bei einer auch nur theilweisen Verwerthung derselben, sie in den Besitz einer Summe Geldes bringen konnte, welche ihre augenblicklichen dringendsten Bedürfnisse bei Weitem übersteigen mußte. Anderseits gedachte sie in derselben Weise eines von ihrem ehemaligen, inzwischen verstorbenen Wohlthäter zu München, dem Consul Stüvenhagen, bei Gelegenheit ihrer Verheirathung empfangenen Halsbandes von namhaftem Werthe, welches sich indeß, gleich allen übrigen, im Hause ihres Gemahls zurück gelassenen Werthgegenständen, in Verwahrsam des Bevollmächtigten des Letztern, des Justiz-Commissars Corfuli, befand, auf dessen unverzögerte Herausgabe sie aber um so mehr glaubte rechnen zu dürfen, als das Object erweislich als ihr volles, unbeschränktes Eigenthum zu betrachten war. —

Unter diesen Umständen, sollte man meinen, würde es sich nun bei der Baronin lediglich um die ziemlich gleichgültige Wahl zwischen diesen beiden Gegenständen gehandelt haben, indem beide denselben Zweck erfüllen konnten. Allein dem war nicht so. Bei Abwägung der Entscheidung glaubte die Baronin nämlich in ihre Befugniß, über den erstern Gegenstand in ihrem Nutzen zu verfügen, einige Zweifel setzen zu müssen. Das Medaillon, argumentirte sie, sei zwar als ein Object aus dem Nachlasse ihres Vaters, folglich auch als ihr unbeschränktes Eigenthum zu betrachten. Indeß lasse aber die Beschaffenheit desselben, zumal in den Papieren, unter welchen es sich befunden, nichts Näheres darüber angedeutet war, die Voraussetzung zu, daß der Gegenstand vielleicht nicht einmal ihrem verstorbenen Vater rechtlich angehört habe und möglicherweise nur durch irgend einen zufälligen Umstand an den Ort gekommen sei, an welchem sie ihn eben vorgefunden.

Wenn nun zwar diese Folgerung der Baronin auf einem augenscheinlich sehr unhaltbaren Grunde beruhte, so genügte derselbe der zartfühlenden Frau doch vollkommen, um sie in ihrer ursprünglichen Absicht auf diesen Gegenstand Etwas finden zu lassen, das mit der Strenge ihrer Grundsätze sich nicht vertrug. Und dies war um so mehr der Fall, als eine gewisse Pietät sie abhielt, sich, wenn auch nur theilweise, eines Gegenstandes zu entäußern, an welchen sich für sie so wichtige Beziehungen knüpften.

Dies hatte nun zur Folge, daß die Absicht der Baronin sich ganz dem andern Objecte zuwandte, welches ihr, in derselben Weise, die Erreichung desselben Zweckes in Aussicht stellte. Demgemäß beschloß sie denn, sich zum Bevollmächtigten ihres Gemahls, dem Justiz-Commissar Corfuli, zu begeben, um von demselben die Herausgabe des betreffenden Schmuckes zu erlangen.

Obgleich die Baronin nun aber in dieser

Beziehung, von dem Gesichtspunkte ihres unbestreitbaren Rechts ausgehend, in die Willfährigkeit des Herrn Corfuli nicht den geringsten Zweifel setzte, so unterließ sie gleichwohl nicht, die Vorsicht, welche keiner ihrer Handlungen zu ermangeln pflegte, auch hier nicht aus den Augen zu lassen, indem sie zugleich noch einen andern Ausweg in Erwägung zog, welcher, im wider Erwarten mißglückenden Falle, ihr einen anderweiten Stützpunkt bieten könne. —

In dieser Hinsicht war das Augenmerk der Baronin auf jenes, durch den Herrn Weise ihr gewordene Anerbieten gerichtet. Die Aussicht, daß es dahin nicht kommen werde, erleichterte ihr nämlich den Entschluß, den am folgenden Morgen zu erwartenden wiederholten Anträgen des Commissionairs weniger Schwierigkeiten, als das erste Mal entgegen zu setzen — Falls der unbekannte Auftraggeber desselben nicht gerade eine jener beiden Personen sei, auf welche ihre bisherige Muth-

maßung gerichtet war, und sich ihrem Entschlusse inzwischen nicht noch neue Behinderungsursachen entgegen stellen sollten.

Und auch für den Eintritt dieses letztern Falles hielt die Baronin noch ein drittes, letztes Auskunftsmittel in Bereitschaft, und zwar dasjenige, auf welches sie ihr Auge zuerst gerichtet hatte und in Enthüllung ihrer persönlichen Beziehungen zum Herzog von Estermann bestand. —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Es war bereits Abend geworden, als die Baronin sich auf den Weg nach der Leipziger Straße, zum Justiz-Commissar Corfuli begab. Zuvor hatte sie ihrer Wirthin die folgenden Zeilen behändigen lassen:

„Madame! Ich benachrichtige Sie, daß ich Ihr Verlangen erfüllen und morgen Ihre Woh-

nung verlassen werde. Zu Ihrer Beruhigung füge ich übrigens noch die Versicherung hinzu, daß ich zuvor allen meinen Verpflichtungen gegen Sie vollkommen genügt haben werde. —"

X.

Liebe.

Der Leser kennt bereits aus den vorhergegangenen Mittheilungen den Erfolg, welchen das Erscheinen der Baronin beim Justiz-Commissar Corfuli gehabt hat. Wir wollen daher hier nur noch Das berühren, was davon mit den spätern Begebenheiten dieser Frau in unmittelbarer Verbindung steht und bis jetzt noch unerörtert geblieben ist. —

Die große Rathlosigkeit und die Verzweiflung, welche sich im Wesen der Baronin kund gegeben,

als Herr Corfuli, in Bezug auf das Ansuchen derselben, bei seiner Weigerung beharrte, würden der, auch noch auf anderweite Stützpunkte gegründeten Zuversicht gegenüber, welche wir an der Baronin wahrgenommen, als sie, zu dem bekannten Zwecke, sich in die Wohnung des Notars begeben hatte, als ein unerklärlicher Widerspruch erscheinen, wenn wir die dabei concurrirenden Verhältnisse ganz unberücksichtigt lassen wollten.

Wir werden uns aber diesen Widerspruch leicht erklären können, wenn wir, wie hier geschehen soll, die Basis desselben etwas näher in's Auge fassen. —

Es ist nämlich eine bekannte Erfahrungssache im Wesen der menschlichen Natur, daß bisweilen die gewagtesten Ideen, durch deren Verwirklichung wir kritische Verhältnisse zu bekämpfen gedenken, uns eine weit größere Zuversicht einzuflößen pflegen, als diejenige sein würde, welche ihre wahre Natur zu rechtfertigen vermag. Aber diese,

gemeinhin und gewissermaßen auf Selbsttäuschung beruhende Zuversicht sinkt in uns auch wiederum zur tiefsten Muthlosigkeit hinab, sobald die erste Probe ihrer Unhaltbarkeit sich uns vor Augen stellt. Dies nicht allein. Wir werden in solchen Fällen auch gewöhnlich in den, seinen Folgen nach, noch schlimmern Fehler gerathen, daß wir in diejenigen Ideen, deren Beschaffenheit in der That haltbarer und Erfolg versprechender sind, ein so übereiltes und lediglich in jener Entmuthigung begründetes Mißtrauen setzen, daß wir eher Alles verloren geben, als uns der Möglichkeit eines zweiten Mißlingens, einer zweiten Enttäuschung aussetzen würden. —

Und dies war einigermaßen auch bei der Baronin der Fall. Die Idee, worauf sie ihre Zuversicht gegründet hatte, war zwar nichts weniger als eine der gewagten und in ihren Erfolgen unsichern und unhaltbaren. Allein das unerwartete Mißlingen derselben führte dasselbe

Resultat herbei, welches jene häufig zu veranlassen pflegen und welches wir eben auseinander gesetzt haben. Nämlich das Scheitern ihrer ersten Hoffnung schlug zugleich auch diejenige zu Boden, welche sie auf die übrigen, für einen solchen Fall schon vorher erwogenen und in Bereitschaft gestellten Auskunftmittel gesetzt hatte . . .

Daher denn auch ihre Rathlosigkeit, ihre Verzweiflung bei der Unwillfährigkeit des Notars. — —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn wir ferner zwar auch schon unterrichtet sind von dem Ausbruche der anerkennendsten Empfindungen, unter welchen die Baronin, nachdem sie das Büreau des Herrn Corfuli verlassen hatte, aus den Händen des jungen Martini die unerwartete und sie ihrer augenblicklichen Bedrängniß entledigende Unterstützung desselben in Empfang ge-

nommen, so müssen wir doch auch in Hinsicht dieses Ereignisses, aus Rücksicht auf die damit in Verbindung stehenden Nachwirkungen, noch einige nähere Andeutungen geben.

Wir haben zur Zeit, als wir in den schon vorangegangenen Mittheilungen dieses Ereignisses Erwähnung gethan, den Eindruck bezeichnet, welchen die Baronin bei dieser Gelegenheit ihres zweiten, unerwarteten Zusammentreffens mit Martini, auf das Herz dieses jungen Mannes gemacht hatte. Wir haben damals die vielen und verschiedenartigen Verhältnisse auseinander gesetzt, unter welchen solche Eindrücke zu entstehen und sich schnell zur flammenden Leidenschaft zu entwickeln vermögen. Daher dürfen wir hier der Wiederholung einer solchen Ausführung überhoben sein und es bei der bloßen Andeutung bewenden lassen, daß derjenige Eindruck, von welchem Martini an jenem Abende getroffen worden, und dessen Gegenstand die Baronin war, der Beschaffenheit

und Prägnanz nach, auch im Herzen der Letztern stattgefunden und hier, in Hinsicht des Gegenstandes, auf Gegenseitigkeit gegründet war. —

Schon beim ersten Zusammentreffen dieser Frau mit Martini hatte der Anblick dieses jungen Mannes einen Eindruck auf sie gemacht, dessen Beschaffenheit sie sich selbst nicht zu gestehen wagte, welcher aber an ihrem damaligen Benehmen gegen Martini einen großen Antheil gehabt hatte. Und wenn dieser Eindruck im Herzen der Baronin sich nicht schon damals weiter entwickelt hatte, so lag die Ursache hiervon in den drohenden Verhältnissen, welche sich zur Zeit über ihrem Haupte zusammengezogen und die bald darauf eine so traurige Umgestaltung ihrer Lebensverhältnisse herbeiführten.

Daher ist die Wirkung, welche das zweite Zusammentreffen der Baronin mit demselben Manne auf ihr Herz ausgeübt, leicht erklärlich. Ja, sie mußte diese Wirkung jetzt um so tiefer empfinden,

als viele Umstände sich vereinigten, dieselbe zu begünstigen. Denn sie durfte sich jetzt gewissermaßen nicht mehr als die Gattin eines hochgestellten Mannes betrachten. Auch war ihr gegenwärtiger gesellschaftlicher Standpunkt von solcher Beschaffenheit, daß sie auch in dieser Hinsicht dem Gegenstande ihrer Zuneigung bedeutend näher stand, als früher. Und überdies war die Art und Weise ihres zweiten Zusammentreffens mit demselben ganz geeignet, die erste, unter dem Drucke der Verhältnisse unentwickelt gebliebene Regung ihres Herzens plötzlich zur vollen, hellen Leidenschaft anzufachen.

Hiernach ist es erklärlich, daß die Baronin, als sie an jenem Abende das Haus des Notars verlassen hatte, mehr mit den Empfindungen ihres Herzens beschäftigt war, als mit denen, welche sich auf ihre äußern Verhältnisse bezogen. Die, ihre kritische Lage betreffenden, Ereignisse des vergangenen Tages waren plötzlich in den Hinter-

grund getreten vor einer Begebenheit, welche ihrer Sphäre bisher ganz fremd gewesen und nun mit einem Male alle ihre Gedanken in Anspruch nahm.

Daher hatte die Baronin erst lange Zeit nachdem sie wieder in ihrer Wohnung angelangt war, sich von dem Inhalte der Gelddüte unterrichtet, welche Martini ihr übergeben hatte und die für den Geber, wie wir bereits wissen, von so verhängnißvollen Folgen gewesen. Die Summe, welche von der Baronin, wie ein aus geliebten Händen empfangenes Darlehn betrachtet wurde, reichte gerade hin, um damit ihre Verpflichtungen gegen Madame Wallenroth erfüllen zu können — so daß sie also für den Augenblick ihrer drückendsten Sorge entledigt war. Und wenn auch, im Grunde genommen, ihre Lage hierdurch um Nichts verbessert wurde, so fühlte die Baronin an diesem Abende doch eine große, unbeschreibliche Gemüthserleichterung — eine Erleichterung, welche indeß weniger in der Beschaffenheit ihrer äußern

Verhältnisse, als vielmehr in dem veränderten Zustande ihres Herzens ihren Ursprung hatte. —

Bis spät in die Nacht hinein mit Gedanken an den Gegenstand beschäftigt, dessen Einfluß ihr jetzt Alles, was sie umgab, sah und empfand, in andern, schmeichlerischen Farben erscheinen ließ, hatte der Schlummer endlich ihre Augen geschlossen, um seit langer Zeit sie zum ersten Male wieder mit den lieblichsten Traumbildern zu umschweben. — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Es war schon hoher Morgen, als die Baronin erwachte. Ihr erster Gedanke waren die Ereignisse des vergangenen Abends. Sie glaubte das Erlebte nur geträumt zu haben. Doch die Erinnerung an alles das, was sich zugetragen, stand zu klar, zu lebhaft vor ihrem Geiste, um sie nicht bald genug zu der Ueberzeugung zu brin-

gen, daß sie es mit Begebenheiten aus der Wirklichkeit zu thun habe. Auch die Geldrolle, welche noch auf dem Tische lag, benahm ihr vollends allen Zweifel.

Demnächst auf's Neue sich Gedanken und Betrachtungen überlassend, welche ihr Herz ihr eingaben, wurde die Baronin plötzlich durch ein leises Pochen an die Thür unterbrochen. Befremdet über einen so frühen Besuch öffnete sie.

Madame Wallenroth trat ein. —

XI.

Der unbekannte Zahler.

— „Verzeihen Sie, gnädige Frau," sagte die Wirthin, in einem Tone, welcher gegen den ihres gestrigen Benehmens auffallend abstach, „ich habe eine Bestellung an Sie . . . Ein Herr Weise hatte Sie noch gestern Abend sprechen wollen . . ."

— „Thut mir leid," entgegnete gleichgültig die Baronin, deren Gedanken anderweit beschäftigt zu sein schienen.

— „Der Herr bedauerte ebenfalls," fuhr

darauf die Wirthin fort. „Indeß hat er mich ersucht, Ihnen zu sagen, daß er noch heute Vormittag die Ehre haben werde . . .“

— „Es soll mir lieb sein . . . Ich danke Ihnen, Madame Wallenroth.“

Hiermit wandte sich die Baronin einer ihrer häuslichen Beschäftigungen zu, in der Voraussetzung, daß die Wirthin sich entfernen werde. Allein sie blieb noch und schien noch anderweit Etwas auf dem Herzen zu haben.

Als die Baronin dies bemerkte, fragte sie dieselbe:

— „Wünschen Sie sonst noch Etwas . . ?“

— „Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ entgegnete Madame Wallenroth in verlegenem Tone, „ich hatte mich gestern übereilt . . . Ich bin etwas heftig gewesen . . .“

— „Lassen Sie das gut sein, liebe Frau.“

— „Ich hoffe, Sie werden es mich nicht entgelten lassen . . .“

— „Machen Sie sich darum keine Sorge,“ sagte die Baronin. „Ich werde Sie noch heute befriedigen, um unangefochten Ihre Wohnung verlassen zu können.“

— „Dadurch würden Sie mich sehr betrüben, gnädige Frau . . . Was im Uebrigen Ihren kleinen Rückstand anbetrifft, so wissen Sie ja, daß Sie ihn schon gestern berichtigt . . .“

Die Baronin glaubte ihre Wirthin mißverstanden zu haben, und fragte daher:

— „Wie sagten Sie . . .?“

— „Ich meine, Frau Baronin, daß Sie den kleinen Rest doch schon gestern abgeführt . . .“

— „Wie? Ich hätte . . .?“

— „Freilich, gnädige Frau . . . Sie haben es vielleicht vergessen . . .“

— „Ich glaube, Sie träumen, gute Frau. Ich weiß kein Wort davon.“

— „Ich versichere Sie . . . In dem Billet,

welches Sie mir gestern Nachmittag hatten zukommen lassen . . .“

— „Habe ich Ihnen angezeigt, daß ich bis heute Mittag meinen Verpflichtungen nachkommen und dann Ihre Wohnung verlassen werde.“

— „Ganz recht. Aber demungeachtet hatten Sie dem Billet zwei Fünfthalerscheine beigefügt . . . also gerade so viel, als Ihr Rückstand betragen hat . . .“

Die Baronin wußte nicht, was sie von der Behauptung ihrer Wirthin halten solle. Doch in demselben Moment ging ihr der Gedanke durch den Kopf, daß bei diesem seltsamen Ereignisse möglichenfalls Herr Weise seine Hand im Spiele haben könne. Indeß fest entschlossen, bevor sie mit diesem Manne im Klaren sei, nichts Derartiges anzunehmen, wandte sie sich mit den Worten an die Wirthin:

— „Ich weiß Madame Wallenroth, was für eine Bewandtniß es mit den beiden Fünftha-

lerscheinen hat. Herr Weise hat für mich bezahlt . . . gestehen Sie es nur . . ."

— „Nein, gnädige Frau . . . wahr und wahrhaftig nicht . . ."

— „Uebereilen Sie sich nicht, gute Frau... Ich weiß, Gott sei Dank, recht gut, was ich thue . . . Sie werden, trotz Ihrer Behauptung meine Bezahlung annehmen müssen. Indessen will ich erst den Besuch des Herrn Weise abwarten."

— „Sie werden dann finden, Frau Baronin, daß dieser Herr kein Wort von der Sache weiß . . ."

— „Das wollen wir abwarten."

— „Ich hoffe also, gnädige Frau," sagte Madame Wallenroth in fast bittendem Tone, „daß Sie mir verzeihen und meine Wohnung nicht verlassen werden? . . ."

— „Das wird sich noch zeigen . . . Versprechen kann ich es Ihnen nicht," sagte die Baronin, hinter der auffallenden Veränderung in

den Gesinnungen der Wirthin einen geheimen Zweck vermuthend.

— „Sie werden so billig und so gut Nirgends wohnen . . .“

— „Ich werde Ihnen meinen Entschluß später zu wissen thun.“ —

Und Madame Wallenroth empfahl sich.

Die Baronin erwartete die Ankunft des Herrn Weise. —

XII.

Die Intrigne.

An demselben Morgen, an welchem die eben mitgetheilte Unterredung stattgefunden, sagte die Gräfin Kaninski, indem sie die Adresse eines versiegelten, zierlichen Billets betrachtete, zu ihrem, an einem Schreibtische beschäftigten Gemahl:

— „Wahrhaftig, mein Lieber, diese Person kann es sich zur großen Ehre anrechnen . . . Kennen Sie den Inhalt dieses Briefes?"

— „Vollkommen," entgegnete der Graf. „Der Herzog hat ihn in meiner Gegenwart geschrieben."

— „Und was enthält er?"

— „Nichts, meine Liebe, was unsere Besorgniß erregen könnte. Die Liaison ist so gut, wie geschlossen . . . Die Baronin müßte denn sehr indiskret sein . . ."

— „Sie hat freilich etwas eigenthümliche Begriffe von dergleichen Dingen," bemerkte in spinösem Tone die Gräfin.

— „Die Noth, denke ich, wird sie bereits belehrt haben."

— „Möglich. Doch ist dies noch immer ein sehr schwankender Grund. Wenn Ihr Plan keinen zuverlässigen Boden hat, so möchte ich für den Erfolg nicht einstehen."

— „Seien Sie unbesorgt. Der erste Anknüpfungspunkt ist geschehen . . . Im Uebrigen, kennen Sie meinen Plan nur sehr unvollständig."

— „Wenigstens ist dies nicht meine Schuld," versetzte etwas pikirt die Gräfin.

— „Seien Sie darum nicht böse, meine

Liebe. Sie wissen, daß ich nicht gern viel Worte mache . . . Ich ziehe es vor, die That reden zu lassen, und hier um so mehr, als ich Ihnen die Besorgniß um den Ausgang ersparen möchte."

— „Sie gewinnen dabei vielleicht weniger, als Sie verlieren könnten . . . Gestern waren Sie anderer Gesinnung."

— „Ich will Ihnen keinen Grund zum Vorwurf geben, meine Liebe," sagte, sich getroffen fühlend, der Graf. „Hören Sie also, wie es mit meinem Plane, dessen Motive, insoweit sie mein Interesse berühren, Sie bereits kennen, sich verhält. — Der nächste Zweck bei der Sache ist der, durch meine Vermittelung, die Baronin für den Herzog zu gewinnen. Da ich nun bei der Dame, für den Fall, daß ich den Herzog gleich Anfangs direct in's Spiel ziehe, einige Schwierigkeiten vorausgesetzt, so mußte ich mich meinem Ziele auf Umwegen zu nähern suchen. Daher hatte ich zuvörderst in der Baronin die Vermu-

thung erweckt, daß eine Person sich für sie interessire, welche irgend eine Ursache zu haben scheint, vorläufig vor ihr unerkannt zu bleiben. Dies hat nur den Zweck haben sollen, bei der Dame den ersten Anknüpfungspunkt zu finden. Und dieser Zweck ist erreicht worden. Das Anerbieten einer ansehnlichen Unterstützung, welche ich der Baronin durch die dritte Hand, aber als von eben jener Person ausgehend, habe machen lassen, ist von ihr einstweilen, und zwar nur bis dahin, refüsirt worden, wo jene Person sich nennen werde. — Hierdurch würde nun zwar die Schwierigkeit, welche ich vorweg bei der Dame vorausgesetzt, noch nicht gehoben sein. Allein die Art und Weise, in welcher ich nun den Herzog selbst agiren lasse, läßt den erwünschten Ausgang der Sache nicht mehr bezweifeln. Auf meine Veranlassung nämlich, empfängt die Baronin dieses Billet. Der Herzog schreibt ihr darin, daß ihr Schicksal seine ganze Theilnahme erregt habe, um

so mehr, als er überzeugt zu sein glaubt, daß sie das Opfer irgend einer abscheulichen Intrigue sei. Ferner bietet er ihr seine augenblickliche Unterstützung, insbesondere aber seinen Einfluß an, bei Wahrnehmung ihrer, auf ihren Scheidungsprozeß Bezug habenden Rechte. Um nun, in Rücksicht auf die letztern, die nöthigen Einleitungen treffen zu können, bittet er sie um eine Unterredung, indem er ihr zugleich die Bestimmung des Ortes überläßt, wo dieselbe am geeignetsten stattfinden könne. — Der vorgegebene Zweck dieser Unterredung wird also in der Baronin jede weitere Bedenklichkeit niederschlagen und somit nur dazu dienen, zwischen ihr und dem Herzoge den von diesem beabsichtigten persönlichen Verkehr einzuleiten . . . Dies, meine Liebe, ist vorläufig die Pointe meines Planes."

— „Und Sie sehen die Gefahr nicht ein, welche dieser Plan für Sie selbst mit sich bringen kann?" fragte die Gräfin, welche der Aus-

einandersetzung ihres Gemahls aufmerksam gefolgt war.

— „Ich gestehe allerdings," sagte der Graf, „daß der Verlauf der Sache meinerseits einige Aufmerksamkeit erfordern dürfte, wenn sie nicht zu unserm eigenen Nachtheile ausschlagen soll."

— „Aber Sie bedenken nicht, welche Waffen Sie der Baronin in die Hände spielen."

— „Wohl habe ich das schon bedacht. Allein seien Sie versichert, daß ich diese Waffen ihr auch eben so leicht werde entreißen können, wenn es sich bei ihr im Ernste darum handeln sollte, sie gegen uns richten zu wollen."

— „Die Baronin, müssen Sie wissen, ist eben so klug, als vorsichtig. Seien Sie also versichert, daß sie nicht unterlassen wird, diese Eigenschaften in ihrem ganzen Umfange anzuwenden."

— „Vor der Eifersucht, meine Liebe,"

bemerkte geringschätzend der Graf, „pflegen Klugheit und Vorsicht ihre Wirkung zu verlieren.“

— „Ich glaube Sie zu verstehen,“ versetzte die Gräfin. „Sie beabsichtigen, sobald Sie Gefahr wittern sollten, eine neue Intrigue . . .?“

— „Allerdings, und zwar eine solche, die ihr Ziel nicht verfehlen wird . . . Im Punkte seiner Liaisons kenne ich den Herzog. Der Gegenstand, der sich ihm hingiebt, muß ihm ganz angehören. Zeige ich ihm also seiner Zeit, daß seine Dame ihn hintergeht, so muß ich doppelt gewinnen: nämlich sein Vertrauen und seine Dankbarkeit. Und mehr verlange ich nicht . . .“

Der Eintritt eines Bedienten, welcher den Herrn Weise anmeldete, unterbrach hier die Unterredung des gräflichen Paares.

Der Graf beschied den Commissionair in sein Kabinet, wohin er demselben, mit dem Billet des Herzogs, alsbald nachfolgte. —

XIII.

Der Kriminal-Commissarius.

An demselben Tage, Vormittag in der zwölften Stunde war es. —

Die Baronin von Kalkström war inmitten der süßen Gedankenträume, in welche der neue Zustand ihres Herzens sie den ganzen Morgen über versetzt hatte, mit Folgerungen und Muthmaßungen über das Resultat, der ihr bevorstehenden Ankunft des Herrn Weise beschäftigt — von welchem sie zugleich auch hinsichtlich des, in Bezug auf Ihr Schuldverhältniß zur Madame

Wallenroth, sich zugetragenen Ereignisses Aufschluß zu erlangen gedachte — als das Geräusch von Tritten auf dem Hausflur, welche sich ihrem Zimmer näherten, ihr die Ankunft des erwartenden Besuches zu verkünden schien.

Es klopfte.

Die Baronin öffnete, und fühlte sich beim Anblick des Eintretenden von einem leichten Schrecken ergriffen . . . Statt des erwarteten Commissionairs, sah sie einen Kriminal-Commissarius vor sich. —

— „Um Vergebung," sagte der Beamte, „habe ich die Ehre Frau von Kalkström . . .?"

— „Ja wohl."

— „Bei Gelegenheit der polizeilichen Recherche einer Kriminalsache, bin ich beauftragt, mir über einige Punkte Ihre Erklärung zu erbitten."

— „In einer Kriminalsache?" fragte nicht ohne Bestürzung die Baronin.

— „Ja wohl. Ich bitte indeß, gnädige Frau, sich darüber nicht beunruhigen zu wollen.“

— „Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen . . .“

Hiermit reichte die Baronin dem Beamten einen Stuhl und ließ sich dann auf den Sopha nieder.

Nachdem der Commissarius Platz genommen hatte, zog er ein Notizbuch hervor, blätterte kurze Zeit darin und sagte dann:

— „Ich werde Sie bitten, gnädige Frau, mir einige Fragen zu beantworten. Doch wollen Sie Ihre Erklärungen so stellen, daß Sie dieselben nöthigenfalls beeidigen können.“

— „Sehr gern.“

Der Beamte fuhr fort:

— „Kennen Sie einen jungen Mann, Namens Eduard Martini?“

Bei Nennung dieses Namens ward das Gesicht der Baronin von einer hohen Röthe überzo-

gen, welche jedoch schnell wieder einer außerordentlichen Blässe Platz machte, während sie mit fast athemloser Stimme entgegnete:

— „Ich kenne diesen Mann . . . das heißt... ich habe ihn nur zwei Mal gesehen..."

— „In einer nähern Berührung haben Sie mit ihm nicht gestanden?"

— „Niemals."

— „Wann sahen Sie ihn zum letzten Male?" fragte weiter der Beamte.

— „Gestern Abend, als ein Geschäft mich in das Haus des Justiz-Commissars Corfuli geführt hatte . . . Aber wie kann das mit einer Kriminalsache in Verbindung stehen?"

— „Der junge Mann ist des Diebstahls verdächtig."

— „Nicht möglich!" rief erblassend und kaum hörbar die Baronin.

— „Es ist so, gnädige Frau," sagte mit einem durchdringenden Blicke der Commissair.

— „Mein Gott, er hat mir Geld gegeben! . . .“

— „Das ist es, wonach ich Sie eben fragen wollte. Wieviel erhielten Sie?“

— „Zehn Thaler . . . Dort liegt die Düte noch . . .“

— „Und unter welchen Umständen, in welcher Art — ich meine, wofür erhielten Sie das Geld?“

Die Baronin war um eine Antwort verlegen. Endlich sagte sie:

— „Als Darlehn — als Geschenk — ich weiß es selbst nicht... Lassen Sie sich die Sache erklären . . .“

Hierauf unterrichtete die Baronin den Beamten von ihren Verhältnissen und theilte ihm dann den Vorfall des vergangenen Abends genau so mit, wie er sich zugetragen, wobei sie nur das Ereigniß ihres ersten Zusammentreffens mit Mar-

tini, aus leicht begreiflichen Gründen, unerwähnt ließ.

Als sie mit ihrer Mittheilung zu Ende war, sagte der Beamte:

— „Ich setze in die Wahrheit Ihrer Angaben keinen Zweifel, gnädige Frau. Ich werde über Ihre Erklärungen Bericht erstatten . . . Indeß werden Sie doch der unangenehmen Nothwendigkeit nicht ausweichen können, Ihre Angaben in der Sache vor Gericht zu Protokoll zu geben . . . Sie werden zu diesem Zwecke seiner Zeit vorgeladen werden . . ."

— „Mein Gott, welchem Eclat werde ich ausgesetzt sein!" rief erblassend und in Thränen ausbrechend die Baronin.

— „Machen Sie sich darüber keine Unruhe, gnädige Frau," versetzte der Beamte, während er einige Notizen in sein Taschenbuch schrieb.

Demnächst ließ er sich die verhängnißvolle

Gelddüte aushändigen, überzählte die Summe, steckte sie zu sich und empfahl sich.

Die Baronin sank schluchzend in die Kissen ihres Sophas zurück. —

XIV.

Das Billet.

Die marternden Empfindungen, welche das Herz der Baronin, nachdem der Kriminal-Beamte ihr Zimmer verlassen hatte, zu verzehren drohten, waren so mächtig und mannigfach, wie die Ursachen, welche denselben zum Grunde lagen.

Niedergebeugt von Schmerz und Kummer über die Härte, mit welcher sie sich, in ihrer schon an und für sich trübseligen Lage, auf's Neue vom Schicksal verfolgt sah — voll tiefer Reue und Beschämung, das Bild eines Mannes in ihr

Herz aufgenommen zu haben, dessen Unwürdigkeit auch ihren Namen an den Pranger zu stellen drohte — umringt von neuen Sorgen um die dringendsten Bedürfnisse des Augenblicks, und, im Gefühle ihrer gänzlichen Verlassenheit, ohne Trost und ohne Hoffnung, — so war die unglückliche Frau der Verzweiflung nahe, als ein leises Pochen an die Thür ihres Gemaches, ihren Gedanken plötzlich eine andere Richtung gab und ihr von Kummer umdüstertes Gemüth wie mit einem neuen, längst entbehrten Hoffnungsstrahl erhellte.

Ihre Thränen trocknend und schnell sich sammelnd, öffnete sie.

Herr Weise trat ein. —

Der Anblick dieses Mannes, dessen Erscheinen für das traurige Geschick der Baronin eben jetzt von so wichtiger Bedeutung sein mußte, äußerte auf dieselbe in diesem Moment eine ganz andere Wirkung, als dies ohne das kurz vorher

sich zugetragene Ereigniß der Fall gewesen sein würde. Sie betrachtete jetzt den Commissionair wie einen ihr vom Himmel gesandten Retter, und die aufgeregte Stimmung, in welcher sie sich befand, ließ sie mit einem Male alle in dieser Beziehung früher festgehaltenen Rücksichten vergessen . . . Das Gefühl der Ehre und des Stolzes ward übertäubt von den stürmischen Anforderungen der augenblicklichen Noth, und das bequemste Mittel, sich von dieser zu befreien, vor Augen habend, war sie entschlossen, davon Gebrauch zu machen. —

Allein wie Viele haben nicht schon den zwar nur kurzen, aber verhängnißvollen Raum betreten, der den Entschluß von der That zu trennen pflegt, die unser besseres Gefühl nicht billigen kann — wie Viele haben nicht schon, mit dem Vorsatze zur That in der Brust, muthvoll diesen kurzen Raum beschritten, nur — um mit Zagen und Reue wieder umzukehren! — Und wie manche

Hand ließ nicht schon den Mordstahl sinken, der über das Herz seines unbewachten Opfers schwebte! . . .

Dasselbe Verhältniß bethätigt sich, beim unverderbten, zartfühlenden Menschen, auch in Rücksicht auf Handlungen, welche weder vor dem Richterstuhle des Gesetzes, noch vor dem der Moral, sondern einzig und allein vor dem eigenen Gefühle, dem eigenen Gewissen ihren Urtheilsspruch finden.

Daher konnte auch der Drang der Verhältnisse die Baronin zwar zu einem Entschlusse verleiten, der wenig mit ihren Grundsätzen harmonirte; allein der nächste Schritt zur Ausführung dieses Entschlusses mußte ihr plötzlich den großen Zwiespalt vor Augen führen, in welchen sie mit sich selbst gerathen war, und ihr besseres Gefühl mußte wieder die Herrschaft gewinnen über eine kurze Selbstvergessenheit, in welche die drückendste Noth des Augenblicks sie fortgerissen hatte.

Daher in Rücksicht auf den Commissionair und seine Angelegenheit wieder ihrer ersten Entschließung folgend, nahm sie gegen denselben den Schein großer Gleichgültigkeit an, indem sie ihm, nachdem Beide Platz genommen hatten, sagte:

— „Es hat mir leid gethan, Herr Weise, zu vernehmen, daß sie sich noch gestern Abend bemüht hatten . . ."

— „Gnädige Frau," versetzte der Commissionair, „ich hatte nur den Wunsch meines Auftraggebers erfüllt, und daher um so mehr bedauert . . ."

— „Apropos!" unterbrach die Baronin den Sprechenden, indem sie einen forschenden Blick auf ihn richtete, in verweisendem Tone, „meine Wirthin, die Madame Wallenroth, hat mich davon in Kenntniß gesetzt, daß Sie mich bei derselben einer gewissen Verbindlichkeit entledigt haben . . . Ich muß Ihnen gestehen, daß ich Ihnen dafür wenig Dank weiß. Sie werden viel-

mehr finden, daß ich die Freiheit, welche Sie sich damit erlaubt, die Absicht dabei mag sein, welche sie wolle, weder gestatten noch gut heißen kann."

Herr Weise war sichtbar betreten und sagte, wie in entschuldigendem Tone:

— „Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich über diesen Punkt mich später rechtfertigen darf, sobald ich mich in Hinsicht meines Auftrags erklärt habe."

— „Ich denke, daß dies bald geschehen sein kann . . . Ich werde Ihnen sogleich das Geld zustellen . . ."

Die Baronin wollte hiermit ihren Platz verlassen, um die am vergangenen Tage in Empfang genommenen Goldstücke herbei zu holen. Allein Herr Weise hielt sie zurück, indem er sagte:

— „Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen zuvörderst den Erfolg der Besprechung mittheile, welche ich in der Angelegenheit inzwischen mit meinem Auftraggeber gepflogen habe...

Diese Zeilen, hoffe ich, werden Sie jeder weitern Bedenklichkeit überheben, mich auch hinsichtlich jenes Umstandes, in Bezug auf die Madame Wallenroth, entschuldigen."

Hiermit übergab der Commissionair der Baronin das, vom Grafen Kaninski zu diesem Zwecke empfangene, Billet des Herzogs von Estermann. —

Während die Baronin zuerst die Aufschrift, dann das Siegel des Briefes betrachtete, ward in ihren Mienen Ueberraschung und Staunen sichtbar. Dann gegen Herrn Weise sich entschuldigend, trat sie an's Fenster, öffnete das Schreiben und indem nun ihr Auge schnell die Zeilen überflog, deren wesentlicher Inhalt dem Leser bereits bekannt ist, nahm ihr schönes Gesicht den Ausdruck großer Gemüthsbewegung an, welcher, als sie mit dem Lesen zu Ende war, ein Moment tiefen, ernsten Nachdenkens folgte.

Hier wurde das dadurch eingetretene Schwei-

gen plötzlich durch das Geräusch von Tritten unterbrochen, welche vom Flur her sich dem Gemache näherten.

Die Baronin, keines Besuches gewärtig, fuhr aus ihren Gedanken auf und sah voll erwartungsvollen Schweigens nach der Thür, welche unmittelbar darauf geöffnet wurde . . ."

Ein hübscher, blonder Mann mit rundem, freundlichen Gesicht trat ein.

Es war der uns schon anderweit bekannt gewordene Polizeirath — —.

Ein Gensd'arme folgte ihm. —

XV.

Die Verhaftung.

Die Baronin, welcher der Polizeirath von Person unbekannt war, würde bei seinem Erscheinen vielleicht nicht im Geringsten in Verlegenheit gerathen sein, wenn nicht der Anblick des ihn begleitenden Gensd'armen sie über die Eigenschaft ihres unerwarteten Besuches bald außer Zweifel gesetzt hätte.

Sich daher in der sehr natürlichen Voraus-aussetzung befindend, daß das Erscheinen dieses Herrn mit der kurz vorher stattgehabten Anwesen-

heit des Kriminal-Commissairs in unmittelbarem Zusammenhange stehe, war die Baronin, bevor der Polizeirath sich über den Zweck seines Besuches erklärt hatte, dem Umsinken nahe, als der Letztere, nachdem er dem an der Thür stehen gebliebenen Gensd'armen einen geheimnißvollen Wink gegeben, noch zur rechten Zeit sich höflich mit den Worten an sie wandte:

— „Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich Ihnen auf einen Augenblick beschwerlich falle. Ich bin der Polizeirath — —. Mein Besuch betrifft lediglich diesen Herrn . . .“

Diese letzten Worte hatte der Polizeirath auf Herrn Weise bezogen, welcher, nachdem er bei'm Erscheinen des Beamten erschrocken aufgestanden war und, bleich wie der Tod, sich erst der Thür zu nähern versucht, dann aber, als er den daselbst Wache haltenden Gensd'armen bemerkt und somit die Unmöglichkeit zum Entkommen ein-

gesehen hatte, mit fast zitternder Stimme die Worte hervor stotterte:

— „Ich glaube nicht, Herr Polizeirath, daß ich . . . Gewiß, ich wüßte nicht . . . Ich kann Sie versichern . . ."

— „Daß ich Ihnen etwas unerwartet komme? Ich glaube es Ihnen, ohne Ihre Versicherung . . . Haben Sie also die Güte, den Herrn dort zu begleiten."

— „Ich kann mir durchaus nicht denken, Herr . . ."

— „Machen Sie keine Umstände, lieber Freund," fiel der Polizeirath dem Commissionair mit ernstem Tone in's Wort.

— „Aber ich habe, auf Ehre, nichts gethan, was Sie berechtigen könnte . . ."

— „Hiervon später. Jetzt erklären Sie sich kurz und gut, ob Sie den Herrn dort ohne alle Umstände begleiten wollen, oder nicht."

Herr Weise schien nachgerade einzusehen, daß

ihm ein ferneres Sträuben nichts nützen werde, und sagte daher nachgebend:

— „Ich will Ihren Befehlen gehorchen, Herr Polizeirath . . . Ich hoffe, daß meine Unschuld bald an den Tag kommen wird . . . Indeß werde ich Sie bitten, mir eine Droschke zu erlauben . . .“

— „Recht gern.“

Der Commissionair verneigte sich hierauf schweigend gegen die Baronin, welche dem ganzen Auftritte mit stummem Staunen beigewohnt hatte, und verließ dann, in Begleitung des Gensd'armen, das Gemach.

Demnächst entschuldigte der Polizeirath bei der Baronin seinen Besuch mit den Pflichten seines Amtes, und entfernte sich ebenfalls. —

Wir werden später sehen, welche Bewandtniß es mit der Verhaftung des Herrn Weise gehabt hat. —

XVI.

Der hintergangene Ehemann.

In derselben Stunde, in welcher in der Wohnung der Baronin die Verhaftung des Commissionairs stattgefunden, saß der Graf Kaninski, das Haupt gedankenschwer auf den Arm gestützt, die Stirn in düstere Falten gezogen und finster vor sich niederblickend, an dem Schreibtische seines Kabinets.

Wenige Schritte von ihm stand, einen besorgten, theilnehmenden Blick auf seinen Herrn richtend, ein alter, bejahrter Diener des gräflichen Hauses.

Es herrschte tiefes Schweigen. —

Endlich erhob sich der Graf, trat dem Bedienten einen Schritt näher und sprach dann in ernstem, fast schwermüthigem Tone:

— „Wann war es, Friedrich, daß Du den Chevalier zum letzten Male bei der Gräfin gesehen?"

— „Vorgestern Abend, gnädiger Herr."

— „Um welche Zeit?"

— „Zwischen neun und zehn Uhr."

Der Graf schwieg und machte, das Haupt nachdenklich auf die Brust gesenkt, einige Gänge durch's Zimmer.

Dann blieb er wieder vor dem Bedienten stehen und fragte:

— „Also kurz vor dem Weggehen des Chevalier sahst Du, daß er das Geld von meiner Frau empfing?"

— „Ja wohl, gnädiger Herr. Ihrem Befehle gemäß, hatte ich mir nämlich nach der An-

kunft des Herrn Chavaliers im Zimmer der Frau Gräfin ein Gewerbe gemacht. Und eben als ich in die Stube trat, hörte ich die gnädige Frau sagen: „„Hier, lieber Chevalier, nehmen Sie einstweilen auf Abschlag."" Zugleich sah ich, daß sie dem Herrn Chevalier ein Packet Tresorscheine gab, und kaum zehn Minuten darauf war es, daß der Herr Chevalier fortging."

— „Und heute Früh war es, als Dir der Bediente des Chevaliers das Billet zur Besorgung an die Kammerfrau der Gräfin übergeben?"

— „Heute Früh, in der achten Stunde," versetzte der Diener.

Der Graf schwieg wieder, zog ein schon geöffnetes Billet aus der Tasche, entfaltete es und überflog finstern Blickes den Inhalt desselben.

Das Billet, welches an die Gräfin Kaninski adressirt war, lautete;

„Meine theure Gräfin! Auf's Neue befinde ich mich in der schrecklichsten Verlegenheit.

Ich bin das Opfer eines schändlichen Betruges geworden . . . Meine Ehre, mein Leben stehen auf dem Spiele, wenn ich mich binnen vierundzwanzig Stunden nicht im Besitze von fünftausend Thalern befinde . . . Das Nähere dieser verdrüßlichen Angelegenheit sollen Sie heute Abend mündlich von mir erfahren . . . Also retten Sie Ihrem Freunde die Ehre, das Leben, indem Sie sich eiligst in den Stand setzen, zu den auf heute Abend mir zugesagten tausend Thalern, noch viertausend zuschießen zu können . . . Es würde sonst um mich geschehen sein . . . Adieu, Theure! Um neun Uhr eile ich in Ihre Arme. Ihr Achille. —"

Der Graf steckte das Billet schweigend wieder zu sich, schritt, in finstres Sinnen verloren, einige Male auf und nieder und blieb dann vor dem Bedienten stehen, indem er demselben sagte:

— „Höre, Friedrich. Du bist immer treu und verschwiegen gewesen. Ich darf daher darauf

rechnen, daß Du es auch ferner sein wirst. Merke und befolge also, was ich Dir sagen werde. — Heute Abend, um sieben Uhr, werde ich ausgehen. Sobald dann um neun Uhr der Chevalier sich zum Besuche bei der Gräfin eingefunden hat, wirst Du das Vorzimmer, welches zu den Gemächern meiner Frau führt, unbemerkt verschließen und den Schlüssel an Dich nehmen. Eben so verfährst Du darauf mit dem Ausgange des hintern Corridors, und wartest dann auf dem Flur meine Rückkehr ab. Dies ist Eins. Ich hoffe, mich auf Dich verlassen zu können."

— „Gewiß, gnädiger Herr."

— „Für's Andere, wirst Du dieses Billet sogleich der Kammerfrau der Gräfin übergeben, mit dem Bemerken, daß Du es vom Bedienten des Chevaliers empfangen, um es durch sie schleunigst ihrer Herrin zustellen zu lassen. — Dies ist Alles, was ich von Dir verlange. Ich

hoffe, daß Du verschwiegen und vorsichtig sein wirst."

Hiermit zog der Graf das vorhin zu sich gesteckte und mit einer gewöhnlichen Gummi-Oblate versiegelt gewesene Billet hervor, verschloß dasselbe auf gleiche Weise, ohne daran Spuren der geschehenen Eröffnung zurück zu lassen und händigte es dem Bedienten ein, indem er demselben sagte:

— „Du kannst jetzt gehen, Friedrich. Behändige der Kammerfrau sogleich das Billet. Dann sage der Gräfin, daß ich ausgegangen sei und erst um ein Uhr zurückkehren werde."

Der Bediente ging. —

Der Graf verweilte noch kurze Zeit, öffnete dann ein Fach seines Schreibtisches, in welchem, außer einigem baaren Gelde, sich bedeutende Summen in Staatspapieren befanden, und verließ dann das Kabinet, ohne das geöffnete Behältniß vorher wieder zu verschließen. —

Die Absicht, welche der Graf bei diesem, scheinbar auf Nachlässigkeit beruhenden Verfahren im Auge hatte, wird sich dem Leser bald erklären. —

XVII.

Ein Diebstahl.

Seit der Entfernung des Grafen aus seinem Kabinet mochte etwa eine halbe Stunde verstrichen sein, als in demselben eine in die Gemächer seiner Gemahlin führende Thür sich aufthat und, bedächtig nach allen Richtungen umherspähend, die Gräfin erschien. —

Das unsichere, geheimnißvolle und zugleich eilfertige Wesen dieser Dame — ihr leises, schleichendes Auftreten in dem Gemache ihres Gatten, so wie die große Aengstlichkeit, welche in ihren

Gesichtszügen ausgeprägt lag, würde Demjenigen, der sie in diesem Augenblicke gesehen hätte, auf den ersten Blick die Unlauterkeit der Gedanken verrathen haben, welche sie eben jetzt in dieses Gemach geführt hatten.

Es waren diejenigen Gedanken, welche, im nahen Momente seiner verbrecherischen That, die verworfene Seele des Diebes erfüllen, und welche, gewissen Beziehungen zufolge, in der Brust dieser Frau noch unendlich sträflicher erscheinen mußten ...

Nachdem die Gräfin die Mitte des Kabinets erreicht hatte, war ihr Blick plötzlich auf das geöffnete Fach des Schreibtisches gefallen. Ihr Auge blieb, wie gebannt, darauf haften, und ein Freudenstrahl, welcher bei dem Anblicke des offen liegenden Geldes ihr Gesicht überflog und gleichsam ihren ganzen Körper durchzuckte, würde den Beobachter über die Gedanken, welche in diesem Moment diese Frau beherrschten, keinen Augenblick in Zweifel gelassen haben.

Mit einer Geberde, in welcher sich wilde Freude, Habgier und Furcht vor Entdeckung ausprägten, näherte die Gräfin sich dem offenen Fache, ergriff hastig einige der darin befindlichen Staatspapiere und eilte damit durch dieselbe Thür in ihr Gemach zurück, durch welche sie eingetreten war. —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Als zwei Stunden darauf der Graf wieder in seinem Kabinet erschienen war und gleich nach seinem Eintritte den Inhalt jenes Faches einer genauen Recherche unterworfen und demnächst das Behältniß wieder sorgfältig verschlossen hatte, sah man ein kaltes, höhnisches Lächeln um seine Mundwinkel spielen, während er damit beschäftigt war, die Nummern einiger Staatspapiere in sein Taschenbuch zu vermerken . . .

Die erste Absicht des Grafen war erreicht Er hatte den intendirten und erlittenen Verlust, zu dessen Behuf er das Fach seines Schreibtisches, bei seiner Entfernung aus dem Kabinet, offen gelassen, entdeckt.

Mit Ungeduld harrte er nun den Ereignissen des Abends entgegen. —

XVIII.

Der Entschluſs.

Wir kommen hier wieder zu dem Punkte unſerer Mittheilungen zurück, wo wir, bei Gelegenheit der Verhaftung des Herrn Weiſe, die Baronin von Kalkſtröm verlaſſen haben. —

Indem wir, um nicht weitſchweifig zu werden, nicht auf eine detaillirte Schilderung des Gemüthszuſtandes dieſer unglücklichen Frau eingehen, in welchen die zuletzt erlebten Ereigniſſe ſie verſetzt hatten, bemerken wir nur, daß das, von dem Commiſſionair ihr behändigte Billet des

Herzogs von Estermann, in diesem Augenblicke den Hauptgegenstand ihrer Betrachtungen ausmachte.

Und die scheinbar aufrichtige Theilnahme, welche der Herzog der Baronin in seinem Schreiben bezeigte, sowie die lockenden Aussichten, welche aus demselben für ihre Zukunft hervorgingen, waren in der That ganz geeignet, endlich den Gedanken in ihr hervor zu rufen, diese Annäherung des Herzogs, zur Ausführung ihres schon früher einmal aufgefaßten Planes, sich demselben, rücksichtlich gewisser persönlicher Beziehungen, zu entdecken, zu benützen.

Und je mehr sie diesem Gedanken Raum gab, — je anschaulicher sie die muthmaßlichen Folgen seiner Ausführung ihrer gegenwärtigen ungewissen und in vieler Hinsicht gefährlichen Lage gegenüber stellte, — desto natürlicher war es, daß dieser Gedanke bald zu einem Entschlusse reifen mußte, zu dessen Ausführung das Schreiben des

Herzogs ihr die geeignetste Gelegenheit gab, indem sie derselbe darin, scheinbar im Interesse ihrer Scheidungsangelegenheit, um Veranlassung einer persönlichen Besprechung bat. —

Das Endresultat der Betrachtungen und Erwägungen der Baronin war daher, daß sie noch an demselben Tage die folgenden Zeilen an den Herzog von Estermann richtete:

„Durchlauchtigster Herr! Gerührt von der Theilnahme, welche Sie meinen unglücklichen Verhältnissen widmen, würde ich es mir zum Undank anrechnen, wenn ich auch nur einen Augenblick zögern wollte, Ihnen persönlich meinen Dank zu bezeigen. Daher gern den Andeutungen folgend, welche Euer Durchlaucht mir in Ihren schätzbaren Zeilen zu geben die Gewogenheit gehabt haben, gebe ich mir die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß ich Ihrem Wunsche einer mündlichen Besprechung meiner Angele-

genheiten um so bereitwilliger entgegen komme, als noch andere wichtige Gründe mir dies wünschenswerth machen. — Finden daher Euer Durchlaucht Sich bewogen, mir die Ehre Ihres Besuches zu Theil werden zu lassen, so werde ich nicht ermangeln, diesem fernern Beweise Ihrer Theilnahme meine dankbarste Anerkennung zu widmen und im Verlaufe des morgenden Abends zu Ihrem Empfange in meiner Wohnung bereit zu sein. —

Genehmigen Euer Durchlaucht ꝛc. ꝛc.

Elise v. Kalkström."

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Gequält von Unruhe, Angst und Erwartung über den Erfolg eines Schrittes, welcher mehr das Resultat des augenblicklichen Zusammen-

treffens gebietender Umstände, als das reifer Ueberlegungen und Beurtheilungen war, sah die Baronin mit Anbruch des nächsten Abends dem Besuche des Herzogs entgegen. —

Ende des neunten Bandes.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Gedruckt bei J. Petsch in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lubarsch, Rudolph

Mysterien von Berlin

Bd.: 9

[1847?]

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB E 231(7/9#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11418891-7